



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs ***

37. Band.

Das Grab im Leuchtturm.



Titel und Ausstattung sind patentrechtlich geschützt.

0960-37860

823.91

D598.99

P47

v. 20

no. 37

Diese Zeitschrift darf in Leihbibliotheken und Lesezirkeln nicht geführt werden.

Das Grab im Leuchtturm.

I. Kapitel.

Das Rätsel des Mordes.

Sherlock Holmes hatte sich soeben ermüdet in sein Schlafzimmer begeben, um nach einem anstrengenden Tage einige Stunden Ruhe zu finden, als er seinen Gehilfen Harry Tagon in dem nebenan gelegenen Wohnzimmer einige Worte mit erregter Stimme sprechen hörte:

„Es ist unmöglich“, hörte ihn der Detektiv sagen, „Mr. Holmes kann vor morgen früh nicht an Ort und Stelle sein.“

Jemand anders mußte antworten, entweder von der Straße herauf oder am Telephon, denn nach einigen Augenblicken erwiderte Harry:

„Wenn es doch einmal geschehen ist, so läßt sich ja auch nichts mehr gut machen —“

„Halt, halt!“ unterbrach ihn da die Stimme seines Meisters, „Das ist nicht so einfach gesagt, mein Sohn. Mit wem sprichst du denn da?“

Sherlock Holmes trat an das geöffnete Fenster, aus dem ihm die frische Frühlingsluft entgegenschlug, und schaute hinaus.

Unten stand ein Mann, dessen blaßes Gesicht hell von der Straßenlaterne beleuchtet wurde, und der mit verzweifeltstem Ausdruck hinaufstarrte. — Als er des Detektivs ansichtig ward, bligte es wie Erlösung über seine Züge, und er rief:

„Hallo, Mr. Holmes! Gut, daß Sie da sind. Ich versuchte, Einlaß in Ihr Haus zu erlangen, aber es war unmöglich. Ihr Gehilfe, der mich rufen hörte, wollte Sie auch nicht hören. — Ich weiß jedoch, daß Sie niemals müde sind, wenn die Pflicht Sie ruft.“

„Das wollen wir nicht behaupten“, antwortete Sherlock Holmes, der mühsam ein Gähnen unterdrückte. „Ich bin seit drei Tagen nicht aus den Kleidern gekommen; aber was gibt es denn? Ist denn bei der Lady Dower etwas passiert?“

„Sie ist nicht in London. Ihr Sohn aber — Lord George — ist ermordet worden“, lautete die Erwiderung.

„Was?! Mann, kommen Sie herauf, und erzählen Sie mir genauer.“

Harry Tagon eilte hinunter und schloß die Haustür auf, und der schon ältliche, bleiche Mann, der Haushofmeister der alten Lady Dower, schwankte mühsam die Treppe in die Höhe.

Hier sank er auf einen Stuhl und stieß atemlos hervor:

„Mr. Holmes, ich hänge mich auf, wenn wir nicht diese Sache auflären können!“

„Ich fürchte, dadurch würde nicht viel gebessert werden“, antwortete der Detektiv ruhig. „Können Sie denn nicht ordentlich erzählen, was passiert ist? Reißen Sie sich ein bißchen zusammen, Marby, und lassen Sie uns nicht unnütz Zeit verlieren.“

„Da ist nicht viel zu erzählen“, murmelte der grauhaarige Mann, der sich fortwährend den kalten Schweiß von der Stirn wischte. „Ich war seit etwa vierzehn Tagen mit dem jungen Herrn und den Diensthofboten allein zu Hause, und er lebte sein gewohntes Leben, das sich zwischen dem Klub und vielen vornehmen Häusern abspielte. — Nichts zeigte an, daß er Feinde habe oder daß etwas Ungewöhnliches mit ihm vorgehe. Heute aß er sogar zu Hause, was er sonst selten tat. Er wollte nachher noch in die Oper fahren und hatte sich schon dazu angezogen. Als ich eine halbe Stunde nach dem Abendbrot zu ihm in das Speisezimmer trat, lag er neben seinem Stuhl auf der Erde und war tot — er muß vergiftet worden sein!“

„Haben Sie Wiederbelebungsversuche gemacht?“

„Sofort. Und wir haben auch sogleich einen Arzt holen lassen. Der bemühte sich ebenfalls vergeblich, und zuletzt sagte er, Lord George sei vergiftet.“

„Sie halten es für ausgeschlossen, daß er sich selbst vergiftet haben könnte?“

„Für gänzlich ausgeschlossen. Unser junger Herr

war der heiterste, gut gelaunteste Mann, den man sich denken kann. Sie kannten ihn doch auch.“

Sherlock Holmes nahm seinen Mantel und Hut, steckte einen Revolver und einiges Handwerkszeug zu sich und sagte dann:

„Kommen Sie, Marby, ich muß nun selbst den Tatbestand aufnehmen. Sie haben wohl die Polizei schon benachrichtigt?“

„Ich nicht, aber die Diener haben es getan. Hoffentlich ist noch niemand dagewesen, denn diese Leute nützen uns ja doch nichts. Der einzige, der hier Licht schaffen kann, sind Sie. — Mr. Holmes, wie wird es bloß meine Lady ertragen! Lord George war ihr einziger Sohn und ihre einzige Freude! Sie wollte nicht reisen, immer sträubte sie sich dagegen. Aber die Aerzte bestanden darauf, daß sie nach Karlsbad ging —“

* * *

Das kleine Palais, in welchem Lady Dower wohnte, war nur eine halbe englische Meile von Sherlock Holmes' Wohnung entfernt. Mit raschen, großen Schritten gelangten die beiden Männer bald dorthin und betraten das Haus, das von oben bis unten hell erleuchtet war.

In der Halle standen die Lakaien und Hausmädchen bleich und erschreckt zusammen. Als der Hausherr mit seinem Begleiter erschien, zogen sie sich in eine Ecke zurück.

„Geh! auf eure Zimmer!“ bedeutete ihnen Marby rauh. „Ihr könnt uns nichts nützen, und Störungen brauchen wir nicht. — Hier herein, bitte, Mr. Holmes. Dies ist das Speisezimmer.“

Er öffnete die Tür, und der Detektiv trat ein.

Mit einem scharfen, allumfassenden Blick sah er sich um.

In dem noch gedeckten Tische hatte der junge Lord offenbar mit gutem Appetit gespeist. Ein kaltes Huhn war fast verzehrt, und auch an den übrigen Schüsseln sah man, daß er tüchtig zugelangt hatte.

Das Weinglas war leer, die davor stehende Flasche nur noch halbvoll. — Der Stuhl, auf welchem Lord George gesessen, war zurückgeschoben und lag umgestürzt am Boden.

„Ich habe alles gelassen, wie ich es fand“, berichtete Marby leise. „Hier, der Stuhl lag so an der Erde, daneben mein armer, junger Herr, den wir sofort in sein Schlafzimmer brachten.“

„Sagte der Arzt, wann der Tod eingetreten sein kann?“

„Das brauchte er nicht zu sagen, denn höchstens eine Viertelstunde war Mylord allein gewesen. Der Diener James hatte ihm noch eine Viertelstunde vorher die Zigarren gebracht, und ich selbst hörte, wie der junge Herr da eine scherzende Bemerkung zu ihm machte. Ich stand dort im Anrichtezimmer. — Bei seiner Zigarre liebte

Mylord es nicht, gestört zu werden, und so ließ ich eine Viertelstunde vergehen, ehe ich hineinging, um zu melden, daß der Wagen für die Oper vorgefahren sei. — Als ich die Tür öffnete, sah ich ihn am Boden liegen.“

Sherlock Holmes deutete auf die offene Glastür, die nach der Veranda führte.“

„Kann der Mörder vielleicht dort durch die Tür eingedrungen sein?“

„Aber Mr. Holmes, an so einen Gewalttatt ist gar nicht zu denken. Mylord saß ganz still und rauchte, ich war ja nebenan und hätte es hören müssen, wenn ein Kampf stattgefunden hätte. Ein Schuß ist nicht gefallen, abgesehen davon, daß ja auch der Arzt erklärt hat, der Tod sei durch Vergiftung eingetreten.“

Der Detektiv trat auf die Veranda und drehte dort das elektrische Licht an. — Blendende Helle überflutete den Raum, der die friedliche Stille der Frühlingnacht atmete.

Nichts war dort zu sehen, was auf die kürzliche Unwesenheit eines Fremden oder überhaupt eines Menschen hingedeutet hätte. In dem Dowerschen Haushalt herrschte überall eine peinliche Ordnung, und niemals sah man den kleinsten Gegenstand herumliegen.

Sherlock Holmes bückte sich und untersuchte den Mosaikfußboden, mit welchem die Veranda oder vielmehr Terrasse gepflastert war; diese lag eine Stufe tiefer als das Zimmer, setzte sich dann fort und endete mit einer nochmaligen Stufe im Garten.

Dieser Garten duftete von dem frischen Frühlingregen, der am Abend gefallen war. In dem weichen Sande hätte man daher Fußspuren entdecken müssen, wenn ein Mörder von dieser Seite hineingeschlichen wäre. Kein Eindruck aber zeugte davon.

Der Detektiv entzündete seine extra starke elektrische Laterne und leuchtete dicht auf dem breiten Steige entlang. — Irrte er sich oder waren hier Spuren zu sehen?

Jedenfalls rührten sie von keinem Stiefel her.

„Ich täusche mich nicht“, murmelte Sherlock Holmes, „hier ist ein Mensch barfuß gegangen. Hier unten vor der ersten Stufe hat er sich sorgsam die Sohlen abgewischt, wahrscheinlich an seinem Taschentuch, denn es liegt hier keine Matte. Und dann ist er ohne Geräusch zu verursachen, die Stufen hinaufgestiegen und konnte an Tische gerade Lord George sehen, der, in den Genuß seiner Zigarre vertieft, ahnungslos am Tische saß.“

Weshalb bestand der Detektiv in seinem Sinne durchaus darauf, daß hier ein Mord geschehen sein müsse? Weil er den jungen Edelmann gekannt hatte, dessen rasches und geheimnisvolles Ende ihm zu Herzen ging. Außerdem glaubte er nicht an Gift, das so plötzlich wirken sollte und von dem man dann doch mindestens im Glase eine Spur entdecken mußte.

Er klingelte im Speisezimmer nach einem Diener,

und es trat der kleine Groom ein, der ein Liebling des jungen Lords gewesen, und dessen rundes, gutmütiges Gesicht ganz geschwollen vom Weinen war.

„Weibe hier auf der Veranda, John“, sagte Sherlock Holmes zu ihm, „es ist sehr wichtig, daß du gut aufpaßt. Niemand darf vom Garten aus das Haus betreten, und wenn du überhaupt jemand erblickst, so nimm hier dieses Pfeifchen, und rufe mich durch einen Pfiff herbei. Ich bin im oberen Stockwerk und werde dann sofort erscheinen.“

Die tränengeröteten Augen zu ihm erhebend, nickte der Knabe und stotterte:

„Ist es wahr, Herr, daß mein Lord ermordet worden ist? Die Diener sagen es.“

„Niemand hat das Recht, dergleichen zu behaupten!“ sprach in strengem Tone der Detektiv. „Unmütiges Schwätzen kann nur die Sache verdunkeln. Wenn du mir also helfen willst, John, so sage kein Wort von diesem Gerücht. Paß hier auf, schweige im übrigen, und denke daran, daß die Lady nur diesen einen Sohn hatte, und daß es am besten wäre, wenn sich herausstellte, daß er nicht ermordet, sondern einfach eines natürlichen, wenn auch plötzlichen Todes gestorben ist.“

Damit eilte er in das Haus und trat in das Schlafzimmer, wo der Tote auf seinem Bette lag.

Das Gesicht des Toten trug einen ganz friedlichen Ausdruck, so daß man nicht annehmen konnte, daß ein Schreck oder Kampf seinem Tode vorausgegangen wäre.

Der alte Marby saß neben dem Bett und trocknete von Zeit zu Zeit die Tränen ab, die ihm über das Antlitz liefen.

„Lassen Sie jetzt die Trauer“, mahnte ihn Sherlock Holmes leise, „und entblößen Sie mir die Brust des Toten. Ich habe meine Forschungen an ihm selbst noch nicht begonnen.“

Marby tat, wie ihm geheißsen war, und der Detektiv nahm ein starkes Vergrößerungsglas aus der Tasche, entzündete alle Flammen des Kronleuchters und untersuchte Zentimeter für Zentimeter den Körper der Leiche.

Gerade über dem Herzen fand er, nur mit dem Vergrößerungsglas sichtbar, eine feine Spur, einen roten, ganz winzigen Punkt.

Er wies mit dem Finger darauf hin und sprach:

„Sehen Sie dies hier, Marby? Schauen Sie die Stelle durch mein Glas an.“

„J, Mr. Holmes, ich sehe, daß sich dort ein winziges, rotes Pünktchen befindet, dessen Herkunft ich wirklich nicht begreife.“

„Sehen Sie näher zu. Bemerken Sie nicht, daß rund um das rote Pünktchen ein feiner, bläulicher Schattens läuft?“

Nochmals beugte sich Marby über die bezeichnete Stelle und nickte dann.

„Nun Sie mich darauf aufmerksam machen und mit Hilfe des Glases kann ich es sehen. Was ist es damit?“

„Ich bin der Meinung, daß hier eine vergiftete Nadel eingedrungen ist, die wahrscheinlich im Herzen sitzt.“

„Aber, Mr. Holmes, wie sollte denn eine Nadel in die Brust meines jungen Herrn gelangt sein?“

„Das ist nicht so unerklärlich. Aber ich äußere hiermit erst eine Vermutung, ich weiß nichts Gewisses. Morgen wird der Arzt auf meine Veranlassung die Leiche sezieren; ich bin überzeugt, daß man die Nadel im Herzen entdecken wird.“

„Wie aber sollte sie hineingekommen sein?“ fragte nochmals Marby in ungläubigem Tone.

„Well, damit Sie es wissen: Sie ist hineingeschossen worden!“ murmelte der Detektiv.

2. Kapitel.

Die Fußspuren.

Die ganze Nacht hatte Sherlock Holmes im Schlosse zugebracht, indem er sorgfältig soviel wie möglich Verhöre und Untersuchungen anstellte. Doch ungeduldig harrte er auf den Morgen, der ihm endlich erlauben würde, seine Untersuchungen im Garten fortzusetzen.

John hatte tapfer gewacht, bis ihn der Detektiv ablöste.

„Niemand hat sich im Garten blicken lassen“, sagte der Groom.

Und doch war es bald nachher Sherlock Holmes, als höre er im Gebüsch schleichende Schritte, wie die eines großen Tieres oder eines barschigen Menschen.

Kaum war die Sonne aufgegangen, da lag der geniale Kriminalist auch schon auf den Knien und betrachtete die Spur, die er beim Scheine seiner Laterne in der Nacht entdeckt hatte.

Es war nicht mehr daran zu zweifeln, es war der Abdruck eines nackten Fußes. Und dort weiterhin sah man noch zwei solcher Abdrücke, die sich dann im Rasen verloren.

Der Mensch mußte über den großen Grasplatz vor dem Hause herangeschlichen sein und dann mit wenigen Schritten die Terrasse erreicht haben, zu der er unmerklich hinaufkroch.

Die Augen des Detektivs zogen sich zusammen, und die Pupille wurde ganz klein. Minutenlang starrte er in den Sand, verglich im Geiste allerlei andere Spuren damit und stieß dann mit großer Bestimmtheit leise hervor:

„Es war ein Neger! Kein anderer, als ein Neger stellt den Fuß auf diese eigentümliche Art und Weise

auf die Erde. — Man sieht es genau, die Fersen sind tief eingedrückt und die Sohle nur flach aufgesetzt. — Uebrigens ist es kein gewölbter, sondern ein Plattfuß gewesen, eben wie ihn Neger haben.“

Diese Entdeckung war von ungeheurer Wichtigkeit, da es leichter sein mußte, einen Neger als irgendeinen Londoner zu entdecken. — Schon dämmerte es dem scharfsinnigen Forscher, wie er weiter suchen könne.

Der Arzt, welcher am Tage vorher die Leiche Lord Georges untersucht und von Vergiftung gesprochen hatte, erschien heute nicht wieder. Sherlock Holmes hatte noch in der Nacht telephonisch den Coroner benachrichtigen lassen, der nun am frühen Morgen erschien und mit Sherlock Holmes Rücksprache nahm.

„Sie bestehen darauf“, sagte der Doktor, „daß die Leiche seziert wird? In diesem Falle muß ich sie aber nach den amtlichen Räumen bringen lassen.“

„Ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen, lieber Herr Doktor. Es kann kosten, was es will, Sie müssen aber die Untersuchung hier vornehmen. Lady Dower würde es nie vergeben, wenn wir die Leiche ihres Einzigen so herumschleppten. — Sie kann nicht eher, als frühestens morgen hier eintreffen, bis dahin muß alles erledigt und Lord George würdig aufgebahrt sein. Noch haben wir keine Depesche von ihr, aber im Laufe des Tages wird ja irgendeine Nachricht eintreffen. — Ich vermute, daß sie anordnen wird, daß die Leiche nach Dowerhall überführt werden soll, wo dann die Beisehung in der Familiengruft erfolgen wird.“

„Wenn Sie darauf bestehen und für die Kosten garantieren, so will ich meinetwegen die Untersuchung auch hier vornehmen. Jemandem Zimmer müssen Sie mir aber dazu zur Verfügung stellen, ein leeres, geräumiges Gemach, wo ich einen großen Tisch, vorzügliches Licht und absolute Ruhe habe.“

„Dann nehmen Sie gleich das Toilettenzimmer des armen George, das neben dem Schlafzimmer liegt. Bitte, kommen Sie mit, ich geleite Sie zu der Leiche.“

Unterwegs vertraute Sherlock Holmes dem Doktor seine Vermutungen, und dieser nickte gedankenvoll.

„Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Sie recht haben, Mr. Holmes. Ich kenne einen Fall, der allerdings drüben in Australien passierte, und der Täter war ein Kunsthütler; aber eine Nadel war auch dort die Todesursache gewesen. — Ich bewundere nur, daß Sie es gleich entdeckt haben.“

„Eieher Herr Doktor, wenn man, wie ich, alle interessanten Kriminalfälle der ganzen Erde studiert, entgeht einem nicht so leicht irgendeine Scheußlichkeit, die jemals von menschlichen Bestien ausgeübt wurde.“

Ich glaube, es gibt keine Todesart, die mir in meiner Praxis nicht schon unter die Finger geraten wäre.

So, hier sind wir vor Lord Georges Zimmer. Treten Sie ein, Herr Doktor, und wenn es Ihnen recht ist, so treffen Sie Ihre Vorbereitungen zu der Obduktion recht schnell.“

Wenige Stunden später lag Lord George auf dem Operationstisch, den sich Dr. Creeson eingerichtet hatte, und das blühende Messer des Arztes teilte das Fleisch und legte das Herz frei, das der Tod so unheimlich schnell zum Stillstand gebracht hatte.

Ein Auszug des Erstaunens entfuhr den Lippen des Arztes. Sherlock Holmes hatte richtig gemutmaßt — eine feine Nadel saß in dem Herzen, dessen Kammern augenblicklich durch das Gift zerstört worden waren, welches die Nadel enthalten haben mußte.

„Auch ohne Gift wäre der Lord gewiß an dieser Nadel gestorben, aber nicht so schnell, wie es der Fall war. — Allem Anschein nach ist das furchtbare ‚Gombi‘, das Pfeilgift der afrikanischen Neger, verwendet worden. Die Farbe der Muskulatur des Herzens läßt darauf schließen.“

Dies war der Bescheid, den der Coroner dem Detektiv gab, als er den Schnitt wieder zugenäht und die Leiche mit Hilfe von Marby wieder auf die Bahre gebettet hatte, wo sie bis zur Ankunft der Lady ruhen sollte.

„Hier ist die Nadel“, fuhr der Doktor fort. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Mr. Holmes. Zwar haben Sie mich schon oft überrascht und zur Bewunderung gezwungen, aber so schnell wie hier haben Sie doch selten einen Mord aufgeklärt.“

„Aufgeklärt?“ rief mit bitterem Lachen der Detektiv. „Sie meinen, daß ich die Todesursache leidlich schnell festgestellt habe. Nun ja. Weiter aber auch noch nichts. Ich fürchte, daß meine eigentliche Aufgabe viel schwieriger sein wird. Den Mörder zu entdecken, scheint so gut wie ausgeschlossen.“

„Was hilft es auch, wenn Sie ihn entdecken? Sie werden einen Verbrecher mehr in den Gefängnissen haben, und dafür werden morgen zehn neue erscheinen. Die Zeiten sind verderbt, Mr. Holmes. Dieser junge Lord wird nicht das letzte Opfer von Verbrechern sein.“

„Eben darum, Herr Doktor, bereitet es mir hohe Genugtuung, wenn ich hier und da einen solchen Verbrecher hinter Schloß und Riegel bringen und die übrige Menschheit vor ihm schützen kann. — Haben Sie Dank, daß Sie die Untersuchung so ausgezeichnet vollführten, so daß ich nun die Nadel habe.“

„Seien Sie um Gotteswillen vorsichtig damit, Mr. Holmes! Noch ist genug Gift daran, um die allerwinzigste Verwundung damit tödlich zu machen.“

„Ich weiß, ich weiß! Mit Gombi ist nicht zu spaßen. Nun aber will ich mich an die Arbeit machen. Auf Wiedersehen bei der Beisehung, der Sie doch jedenfalls beiwohnen werden.“

Die letzten Worte des Detektivs verhallten schon auf der Treppe, dann eilte er elastisch aus dem Hause.

Etwa zehn Minuten später saß er in seiner Wohnung am Schreibtisch und untersuchte eine der kleineren Schubladen, in der einige Unordnung herrschte.

Harry Tagon stand neben ihm und blickte erwartungsvoll seinem Lehrern auf die Finger.

„Sie werden dort nichts finden, Mr. Holmes“, sagte er. „Wollen Sie mich nicht lieber fragen?“

Wenn Sie eine Ihrer tausend Adressen suchen, so kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein; ich habe die meisten im Kopf.“

„Gut, mein Junge, dann sage mir geschwind, was für Neger treten hier augenblicklich in Variététheatern auf?“

„Eine Truppe in der Alhambra“, antwortete Harry, ohne sich zu besinnen. „Es sind zehn Mann, bekannte Turner und Athleten.“

„Weiter. Kein Kunstschütze darunter?“

„Nein, dies Jahr nicht. Im vorigen Jahr war einer hier. Sie haben ihn selbst gesehen, er pflegte seinem kleinen Mädchen Äpfel und Nüsse vom Kopfe herunterzuschleusen.“

„Ich weiß schon, er nannte sich der ‚Schwarze Tell‘. Nein, der ist nicht hier, ganz einfach, weil er im Winter gestorben ist, wie ich gelesen habe. — Bist du sicher, daß sonst keine Schwarzen unter den Artisten sind?“

„Keine in den bedeutenderen Theatern. Leider kann ich nicht jede einzelne kleine Bühne hier kennen. Aber, Meister“, fuhr er fort, „ich glaube, Sie brauchen gar nicht unter den Artisten zu suchen — Lord George hatte ja Bekannte in vielen ausländischen Kreisen.“

Auch sonst bei Leuten, die Neger als Diener beschäftigen, und unter den Londoner Stiefelpuhern finden Sie mehr als ein Duzend Neger.“

„Hm — das wäre schon etwas, ich bezweifle bloß, daß diese so sicher schießen können. — Das Gedehr, aus dem der Schuß abgegeben wurde, muß doch ein besonderes gewesen sein. Hast du, wie ich dir heute nacht sagen ließ, bei den Waffenhändlern Rundfrage gehalten?“

„Ja, ich war bei allen bedeutenderen, und keiner hat jemals eine Waffe geliefert, von der sie einstimmig sagten, daß sie nur für eine ‚Spielerei‘ gefertigt sein könne —“

„Die Dummköpfe“, brummte Sherlock Holmes zwischen den Zähnen. „Sie denken, wenn man eine Waffe kauft, so muß immer ein Tier damit geschossen oder mindestens muß eine der üblichen Knallpatronen dazu verwendet werden.“

Sage ich ihnen das Geheimnis der Nadel, so schwächen sie es sofort überall herum, und der Täter ist gewarnt. — Der muß vor allem aber sicher gemacht

werden, daß er denkt, niemand habe die wahre Todesursache entdeckt.“

„Meister“, meinte Harry schüchtern, „ich rede nicht gern ungefragt zu Ihnen, aber ich möchte mir diesmal erlauben, Ihnen meine eigenen Gedanken mitzuteilen.“

„Schleße nur los, mein Sohn. Wenn es ein geschickter Gedanke ist, wird niemand dafür dankbarer sein, als ich.“

„Nun, Mr. Holmes, die Sache ist nämlich die — Lord George war schon seit Jahren vom Tode bedroht. Und Lady Dower wußte das.“

„Was, Teufel, sprichst du da, Junge? Das ist doch heller Ansturm!“

„Durchaus nicht, Mr. Holmes. Ich weiß folgendes: Lady Dower hat, wie Sie wissen, niemals London verlassen wollen, es sei denn, daß ihr Sohn sie begleite.“

„Darüber ist oft genug gespottet worden. Man wußte eben, daß die alte Dame eine abgöttische Liebe für ihren Sohn hegte, und daß sie ihn am liebsten nicht von ihrer Seite ließ.“

„Es war nicht nur dies stark ausgeprägte Mutter liebe, sondern es war eben die Angst vor dem drohenden Schicksal, Lady Dower hat einen furchtbaren, unverföhnlichen Feind, vor dem sie beständig zittert.“

„Zunächst sage mir, woher du das alles weißt, Harry.“

Harry erröte; stockend sprach er:

„Wenn ich Ihnen das sage, Mr. Holmes, so begreife ich eine Indiskretion.“

„Aha! Du hast also die Mitteilungen von einer Dame, vielleicht auch nur einer Kammerjose oder dergleichen, der du versprechen mußtest, nie darüber zu sprechen —“

„Halt, Mr. Holmes! Wenn ich dergleichen versprochen hätte, so würde ich auch selbst Ihnen kein Wort davon gesagt haben.“

Natürlich habe ich nichts dergleichen zuge sagt; aber den Namen der Dame möchte ich doch nicht nennen.“

„Violet Laurence“, sagte der Detektiv trocken.

Heftig errötend schlug Harry die Augen nieder und erwiderte nichts.

„Beruhige dich, mein Lieber“, sprach Sherlock Holmes lachend, „noch bist du zu jung und unverdorben, um es verbergen zu können, wenn du verliebt bist.“

Dieses hübsche, junge Mädchen, das der alten Lady so oft vorlesen und vorspielen mußte, betest du ja schon einen Monat an, und daher ist es nicht schwer zu erraten, woher du deine Wissenschaft hast.

Jedenfalls ist es sehr richtig, daß du mir diese Mitteilungen gemacht hast. — Ich denke, daß morgen die unglückliche Mutter da sein wird, und dann können wir weiteres über diese geheimnisvolle Geschichte von ihr hören.

Doch da klopft es, Harry. Sieh doch einmal nach, wer kommt."

Es war Marby, der mit einem Telegramm in der Hand hereinkam.

„Lady Dower telegraphiert, daß sie unterwegs sei und man Lord Georges Leiche nach Dowerhall bringen soll. Sie reist von der Küste direkt hin.“

„Darf ich die Depesche lesen? Lautet sie ganz ruhig?“

„So ziemlich. Ich muß gestehen, Mr. Holmes, daß mir ein Stein vom Herzen fiel, als ich sie bekam; ich fürchtete ernstlich, daß unsere Herrin der Schlag rühren würde.“

Das Telegramm lautete:

„Bringen Sie George nach Hause; besorgen Sie alles Nötige für Familiengruft. Werde sofort eintrifffen, um Leibes zu übersehen. — Mary Dower.“

„Was?“ rief Sherlock Holmes. „Und das nennen Sie ziemlich ruhig? Merken Sie denn nicht, daß die Lady im Begriffe ist, sich selbst das Leben zu nehmen?“

Der Schlusssatz zeigt mir, daß sie denkt, die Beisetzung ihres Sohnes sei das Letzte, was sie überhaupt noch auf Erden vornehmen werde.“

Erschrocken starrte Marby ihn an:

„Herr mein Gott! Da können Sie wirklich recht haben, Mr. Holmes! Jetzt erst verstehe ich — Allmächtiger, wie soll man solch neues Unglück verhindern?“

„Sie können da gar nichts verhindern. Aber ich hoffe, daß eines Lie Lady am Leben erhalten wird — sie wird den Mörder ihres Sohnes entdeckt und bestraft sehen wollen.“

„Gott gebe es!“ rief bekümmert Marby aus. „Wenn erst eine kleine Zeit darüber vergangen ist, gibt sie auch vielleicht solche verzweifelten Gedanken auf.“

Noch nie hat in der Familie Dower jemand durch Selbstmord geendet.“

„Wohl, warten wir das weitere ab. Ich habe jetzt noch verschiedene Geschäfte abzuwickeln. — Wann denken Sie die Leiche fortzubringen?“

„Heute nacht, Mr. Holmes. Ich eile jetzt zu dem Verdingungsinstitut, um den Wagen zu bestellen. Wir haben etwa eine Stunde mit der Eisenbahn zu fahren, und morgen früh gedenke ich meinen armen, jungen Herrn schon in der Familiengruft aufbahnen zu können.“

„Ich werde vielleicht nicht zur Feier kommen können, Marby. Aber sagen Sie der Lady, daß ich sofort bei ihr erscheinen werde, wenn sie da ist, und berichten sie ihr, was wir bisher entdeckt haben.“

Sherlock Holmes verließ seine eigene Wohnung mit derselben Hast wie vorhin das Palais der Lady.

Harry Taxon kannte den Ausdruck, den seine scharfen Züge und die durchdringenden Augen jetzt zeigten. Wenn sein Meister so aussah, dann war nicht eher an

eine einzige Stunde der Ruhe zu denken, als bis das Geheimnis eines Verbrechens aufgedeckt war.

3. Kapitel.

Die verschwundene Leiche.

Der Abend war herabgesunken, und niemand hatte mehr Sherlock Holmes gesehen.

Vor dem Hause der Lady Dower stand der Paradewagen, welcher den Sarg nach der Bahn bringen sollte. — Nur eine kurze Reihe von Trauerwagen sollte ihm folgen, denn die Hauptchar der Leidtragenden war erst in Dowerhall zu erwarten.

So wickelte sich denn die Ueberführung nach der Bahn ohne besondere Feierlichkeit ab, wenn auch einige nahe Verwandte und eine Anzahl von Bekannten und Dienern dem prächtigen Sarge folgten.

In London aber sah man an diesem Tage an den Anschlagäulen ein auffallendes, rotes Plakat, welches einen riesigen Neger zeigte, der mit dem Zylinder auf dem Kopfe einen lustigen Tanz, den Cafewalk, aufführte.

Darunter stand in grellen, gelben Buchstaben:

„Alle farbigen Freunde sind eingeladen, morgen abend zu einer Versammlung mit Freibier und Musik für sich, wo ein Unternehmer für eine Festlandtour sich passende Herren und Damen engagieren will. — Verlangte Fähigkeiten nur Cafewalk und einige Niggerlieder. — Versammlungsort Hickmorestreet 38, im großen Saal.“

Dieser Anschlag lockte natürlich Hunderte von Schwarzen an die Plakatstellen, und es war ein Gaudium für die Vorübergehenden, die breiten, grimfenden Gesichter zu beobachten, die teils selbst lasen, teils sich vorlesen ließen, was dort oben geschrieben stand.

Nach ein ziemlich beleibter Herr, der etwas bunt und auffallend angezogen war und in seinem ganzen Aeußeren einen Bühnengehörigen verriet oder doch jemand, der mit der Bühne zu tun hatte, beobachtete den Erfolg seines Anschlages.

Niemand hätte vermuten können, daß Sherlock Holmes selbst es war, der für heute diese Rolle übernommen hatte, ebensowenig, wie Harry Taxon zu erkennen war, der gleichfalls Umschau hielt und soviel wie möglich schon jetzt die Neger beobachtete, die den Anschlag lasen.

„Nun, Sam“, sagte eine fette, alte Schwarze zu einem jüngeren Burschen, der sie begleitete, „das wäre vielleicht etwas für uns. Du hast doch gern aus London fortgewollt; wollen wir heute abend dorthin gehen?“

„Geh' du nur ruhig hin, Mutter, ich habe keine Lust.“

Die Alte stieß ihn in die Seite und lachte:

„Du wirst schon Lust bekommen, wenn ich dir sage,

daß Miriam da ist. Sie hat vorhin diesen Anschlag gelesen und zu mir selbst gesagt, daß sie hingehen würde.“

Die runden, schwarzen Augen Sames blühten. Seine aufgeworfenen Lippen preßten sich einen Moment zusammen, und er sprach:

„Kommt sie mit ihrem letzten Liebsten, so gibt es ein Unglück, das sage ich dir, Mammy.“

„Bah, du sollst nicht immer so wild sein. Miriam ist nicht schlecht, und sie liebt dich allein, wenn sie auch manchmal mit andern tanzt. — Wenn du etwas mehr Geld hättest, würde sie dich sogar heiraten, Sam —“

„Geld — ich habe Geld, Mammy! Ich traue aber Miriam nicht, sie ist nicht treu. Wenn sie mich aber tatsächlich betrügt, so schlage ich den Kerl tot, mit dem sie es hält; du weißt, daß ich nicht spaße.“

„Still doch, Sam! Wenn du so redest, so wirst du dich noch einmal ins Unglück bringen!“ Bei diesen Worten blickte sich die Negerin scheu um; sie fürchte sie einen Policeman zu sehen.

Langsam folgte diesen beiden Schwarzen der Detektiv. Er freute sich, daß er hier schon einen Burschen entdeckt hatte, der sich selbst das Zeugnis gab, daß es ihm auf ein Menschenleben nicht ankäme. Nun galt es, geschickt die Karten weiter zu mischen.

An diesem Abend sah Harry Tagon, der gut instruiert war, wie jene dicke Negerin eifrig auf eine junge, schwarze Schönheit einsprach, die buchstäblich umlagert von ihren dunkeln Rittern war.

Diese Miriam galt als hervorragende Beauté unter ihren Landsleuten. Sie war groß und üppig gebaut; ihre Haut war verhältnismäßig hell und ihr Haar so kraus und dicht, daß es kaum zu bändigen war.

Ihre wulstigen Lippen leuchteten feuerrot unter der nicht allzu plumpen Nase hervor, und ihre dunkeln Pupillen blühten aus bläulichem Weiß wie Feuerkugeln.

„Dies ist eine unserer besten Sängerinnen“, erklärte ein älterer Neger dem Herrn, der die Versammlung einberufen hatte, und sich mit dem Sammelnamen Mr. Brown bezeichnen ließ. „Wenn Sie die engagieren wollen, so können Sie ein gutes Geschäft machen.“

Mr. Brown, alias Sherlock Holmes, ging zu der jungen Negerin heran und nahm sie mit sich in ein Nebenzimmer, wo er ihr ein Glas Wein einpöß.

„Ich habe eben gehört, my darling, daß Sie gut singen. Sie würden aber wohl nicht gern aus London fortgehen?“

„Warum nicht, Master. Mich hält hier nichts.“

„So? Auch Ihre vielen Verehrer nicht?“

Miriam stieß ein girrendes Lachen aus:

„Die finde ich wo anders ebenfalls. Und ich mache mir auch aus keinem hier etwas.“

„Wirklich nicht? Da ist doch der stattliche Mr. Sam, der aus Liebe zu Ihnen beinahe stirbt.“

Miriam schnitt eine greuliche Grimasse:

„Mag er sterben, ich kann ihn nicht leiden.“

Sherlock Holmes studierte aufmerksam das dunkle Gesicht. War diese Abneigung Wahrheit, oder wollte sie ihn täuschen?“

„Ich will Ihnen etwas sagen“, sprach er vorsichtig und wie tastend, „ich glaube, ich bin ein guter Menschenkenner. Ich bin überzeugt, daß Sie Sam bloß deshalb nicht leiden können, weil Sie einen andern lieb haben.“

„Well, das ist nicht so schwer zu erraten, Mr. Brown.“

Sherlock Holmes lächelte. — Dieses schwarze Mädchen war sehr „hell“ in ihrer Art, und man durfte von ihrer Intelligenz keine geringe Meinung haben.

„Ich habe also recht. Ich hätte auch nicht verstanden, wie ein so hübsches Mädchen wie Sie, sich einen solchen Liebhaber ansuchen konnte. Sie können doch alle Tage einen weißen Schatz haben, wenn Sie wollen.“

Miriam errödete. Dieser Mr. Brown war doch sehr vernünftig. In der Tat, er erriet die Wahrheit, und warum sollte Miriam das nicht zugeben? Es war ja nur sehr schmeichelhaft für sie.

So warf sie den Wollkopf in den Nacken und fleckelte lachend die Zähne:

„Es ist so, wie Sie sagen, Mr. Brown. Ich kann nicht nur einen weißen Schatz haben, sondern er will mich sogar heiraten —“

„W, h, h!“, machte Sherlock Holmes. „Sagen Sie das nicht so laut, Miß Miriam. Dieser Sam ist, wie ich zufällig weiß, entsetzlich jähzornig und eifersüchtig. Wenn er das erfährt, so ist er imstande, Ihnen ein Leid zuzufügen.“

Miriam nickte und sah düster vor sich nieder:

„Deshalb will ich ja fort, Master. Ich habe fürcht vor ihm, und ich hasse ihn so, wenn ich könnte, ich ihm wahrhaftig selber den Hals umdrehen würde.“

Bei diesen Worten ballte Miriam ihre Fäuste. Gleich darauf fügte sie erläuternd hinzu:

„Sie müssen wissen, Master Brown, ich könnte hier in London an derselben Bühne wie mein Liebster ein Engagement haben, wenn wir nicht vor Sam zu sitzen brauchten. Mein Schatz ist ein ‚falscher‘ Neger, aber ein richtiger, schottischer Hochländer, der sich jedoch wie ein Neger zurechtmacht und unsere Lieder prachtvoll singt. Er ist als ‚Minstrel‘ schon durch ganz Europa gezogen, und niemals hat man entdeckt, daß er nicht echt war.“

Jetzt ist er im ‚Musentempel‘ für die ganze Saison engagiert, und ich könnte ebenfalls dorthin, wenn nicht Sam mir so auf den Fersen säße. Ich bin heute abend nur aus Verzweiflung hergekommen, um irgendein anderes Engagement anzunehmen.“

„Hm. — Sagen Sie, Miriam, würden Sie sich freuen, wenn Sie Sam ein für allemal los würden?“

„Ganz gewaltig, Master! Können Sie ihn denn nicht engagieren, Master Brown, und mich hier lassen?“

„Darüber reden wir ein andermal. Jetzt will ich Ihnen nur sagen, daß einem sehr vornehmen Herrn alles darauf ankommt, zu wissen, wo Sam die gestrige Nacht zugebracht hat. Wissen Sie es zufällig?“

„Freilich weiß ich das! Er war von zwölf Uhr ab bei uns im Café, wo auch mein Schatz nach Beendigung der Vorstellung stets hinkommt. — Da hat er an einem Tisch in einer Ecke gesessen und fortwährend auf uns hingesehen, als wollte er uns freisen.“

„So. Das war also von zwölf Uhr ab. Wo aber war er denn vorher?“

„Well, ich denke, im Bett! Er mag müde genug sein des Abends, wenn er den ganzen Tag Türsteherdienste getan hat.“

„Ach so! Sam ist Türsteher — ich dachte, er wäre Künstler?“

„Bah!“ rief Miriam verächtlich, „die allerwenigsten von denen, die heute abend hierherkamen, sind Künstler! Freilich, einen Cafewalk können die meisten tanzen, und Freibier wollten sie natürlich alle haben.“

Eigentlich habe ich mich über Ihr Plakat gewundert, Master Brown. Man hätte denken können, Sie wollten bloß einmal alle Neger von London auf einem Plage beisammen sehen!“

„Ach!“ machte Sherlock Holmes erstaunt, „was für eine Idee. Aber lassen Sie uns doch noch weiter von Sam sprechen. — Zunächst sagen Sie mir, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, wer eigentlich Ihr weißer, als Neger auftretender Schatz ist?“

„Er heißt Ben Barfis, und Sie können ihn alle Abende im Musentempel singen hören.“

Von Sam kann ich Ihnen nur erzählen, daß er Türsteher im schottischen Klub ist und erst von acht Uhr abends an frei hat, so daß er dann schlafen oder wenigstens sich ausruhen kann; sein Dienst beginnt morgens um sechs Uhr wieder; denn er hat im Klub die Zimmer mit zu reinigen. — Weshalb wollen Sie denn so viel über Sam wissen?“

„Ich? Mich interessiert er nicht im geringsten, aber er hat einen Feind, der ihm alles Mögliche zutraut. — Wissen Sie ganz genau, daß er gestern nicht schon vor zwölf Uhr gekommen ist?“

„Das will ich beschwören, Master Brown. Ich weiß es deshalb so sicher, weil ich selber erst um halb zwölf hinkam, und da war Sam noch nicht dort; ich sah ihn später hereinkommen, und ganz grün und gelb sah er im Gesicht aus. Wir dachten alle, er wäre betrunken, aber er trinkt ja nur sehr mäßig.“

„So fo, er sah also leidend aus. — Wo wohnt er denn?“

„Bei seiner Mutter, der alten, dicken Sarah, die eine Zauberin ist.“

„Aber, Miriam, was für ein Unsinn! Sie sind ein so kluges Mädchen, und Sie glauben an solches Zeug?“

Miriam nickte trotzig:

„Sie kann allerlei, was andere nicht können. Man sagt, wenn sie will, so werden Menschen krank und sterben, auch wenn sie diese gar nicht selbst sieht und nie zu ihnen hinkommt.“

Sie macht sich dann Bilder von Wachs von diesen Leuten, und sie zaubert irgend etwas damit, und dann sterben die.“

„So so! Also eine so gefährliche Dame ist die alte Sarah!“

Sherlock Holmes' Augen glitzerten förmlich vor Freude, als er diese Worte sprach. War er nicht wiederum durch seinen untrüglichen Instinkt auf die richtige Fährte gelenkt worden? Wenigstens konnte er dies doch hoffen. Miriam blickte sich ängstlich um:

„Well, Master Brown, verraten Sie bloß nicht, daß ich so etwas gesagt habe. Das würde Sam wieder furchtbar ärgern, und er ist schon ohnehin oft wütend auf mich. — Sarah ist ja eigentlich eine rechtschaffene Frau, wenn sie auch wahrhaftig und ähnlich Kunststücke macht.“

„Ja, ja, schon recht. Wo wohnt denn Sarah mit ihrem Sohne?“

„In der Bridgestreet 28.“

„Gut, mein Kind, und wo wohnen Sie?“

„Dicht hier in der Nähe, in der Walkerstreet 5. Wollen Sie mich aufsuchen, falls Sie ein Engagement für mich haben?“

„Ich will versuchen, lieber Sam fortzubringen, dann können Sie ja hierbleiben und im Musentempel Stellung finden. Ich kenne den Leiter dieses Establishments, und wenn ich mich für Sie verwende, so wird das von Wichtigkeit sein. — Nun, noch eins — können Sie schweigen, Miriam?“

„Wenn es zu meinem Vorteil ist, kann ich schweigen wie Sherlock Holmes.“

Der Detektiv fuhr nun doch zurück. — Hatte ihn diese schlaue Negerin erkannt und wollte sie ihn zum besten haben?

„Wie kommen Sie auf den?“ fragte er mit möglichst harmloser Miene.

„Nun, weil alle Welt von ihm spricht, und weil man weiß, wie er still und wortkarg ist. Man erzählt sich ja Wunderdinge von ihm. Kennen Sie ihn etwa?“

„Ich kenne ihn ziemlich gut, er ist aber nicht so still, wie Sie denken. Er weiß zu reden; möchten Sie etwa ihn einmal kennen lernen?“

„Nein, ich glaube, ich würde doch Angst vor ihm

haben, obwohl ich ein gutes Gewissen habe und noch niemals einen Mord oder einen Diebstahl begangen habe.“

„Nun, das hat doch wohl Ihr Feind und Verehrer Sam gleichfalls nicht?“

„Ich glaube wohl nicht! Zutrauen kann man ihm aber alles! Er ist so sonderbar, kein Mensch kennt ihn genau.“

Wir sind sonst alle gut Freund miteinander, hier im fremden Lande muß man doch eigentlich zusammenhalten; doch Sam ist stets allein, niemand ist sein Freund, niemand weiß etwas von ihm, bloß seine Mutter steht ihm nahe, die liebt er über alles.“

„Das ist ja sehr brav von ihm. Aber nun genug, Miriam. Sie werden noch weiter von mir hören. — Wenn die andern Sie fragen, was ich mit Ihnen gesprochen habe, so sagen Sie nur, es hätte sich um eine Anstellung in London gehandelt, die Sache schwebt aber noch. Gehen Sie jetzt in den Saal zurück; ich muß mich noch um einige andere Künstler kümmern. Morgen sehen wir uns wieder.“

Sherlock Holmes wartete, bis Miriam im Saal unter dem trinkenden, lachenden und über das kostenlose Fest höchst vergnügten Negervölkchen verschwunden war. Dann glitt er selbst durch einen andern Ausgang in den Saal zurück.

Harry Tagon gefellte sich unauffällig zu ihm und flüsterte:

„Die Alte ist schlau und zäh wie Leder. Weder aus ihr noch aus ihrem Sohne ist ein Wort herauszubringen; sie sagen beide, daß sie lediglich des Freibieres wegen hergekommen sind. Sehen Sie, aber jetzt spricht die Alte wieder mit Miriam.“

Sherlock Holmes schlenderte an den beiden vorbei und hörte, wie Sarah zu dem jungen Mädchen sagte:

„Wenn du bloß ein bißchen freundlich zu ihm sein wolltest, Miriam, würde er dir sicher ebensolche goldenen Ohrringe schenken, die du neulich an der häßlichen Florence so schön fandest. Sam hat Geld, das sage ich dir, und es würde dein Schaden nicht sein, wenn du dich gut mit ihm stellst.“

„Laß mich in Ruhe, Sarah. Ich brauche die Ohrringe von deinem Sohn nicht; er verfolgt mich überall, neulich hat er mir sogar gedroht. Ich werde zuletzt noch aus London fortlaufen, bloß seinetwegen.“

„Aber wenn du ihn heiraten würdest, Miriam, so würdest du sein wie eine Lady leben können.“

Er würde dir sogar ein Dienstmädchen halten, eine Wohnung von drei Zimmern könntest du haben und Sonntags mit einem weißen Federhut in die Kirche gehen!“

In diesem Augenblicke sah Miriam auf und er-

blickte ihren neuen Freund Master Brown, der ihr ein Zeichen machte, daß sie zustimmen solle.

Bögernd zwar, aber doch unwillkürlich folgend, sagte sie zu Sarah:

„Wir können ein andermal davon reden, Sarah. Für jetzt laß mich vorbei, ich bin müde und gehe nach Hause.“

Sie verschwand aus dem Saale, und bald nach ihr verließ Sam das Haus.

In geringer Entfernung folgte ihm Harry Tagon.

Er sah, wie Sam zuerst nach seiner Wohnung zing, dann abbog und auf einem größeren Umwege in die Nähe des Palastes der Lady Dower gelangte.

Hier stand er eine Weile vor dem völlig dunkeln Hause still, starrte zu den Fenstern hinauf, als suche er etwas und wandte sich dann langsam dem Eingange zu, der zum Parke führte.

Das Gitter war geschlossen, der Neger schaute sich prüfend um, ob er allein sei.

Da Harry in den Schatten eines Torbogens zurückgetreten war, glaubte er unbeobachtet zu sein und kletterte nun flink und leise wie eine Katze über das Gitter.

Er schlich bis zu der Terrasse, stieg hinauf, und ohne daß er den ihm folgenden Harry bemerkte, näherte er sich der Tür, die diesmal fest geschlossen war.

„Die alte Erfahrung“, dachte Harry. „Der Verbrecher kehrt an den Ort der Tat zurück! Ich zweifle nicht mehr, daß Sam den Mord begangen hat. Aber warum, warum?“

Selbst sah es aus, wie der Neger dort im Mondlicht stand und auf die geschlossene Glastür blickte. — Wie gebannt starrte er hin.

In den Scheiben der Tür spiegelte sich die helle Mondscheibe — sah Sam vielleicht in dem magischen Licht Bilder? Schreckliche Bilder mußten es dann sein, denn das dunkle Gesicht wurde blasser und blasser, bis endlich ein Schauer ihn schüttelte und er zurückwich. Harry hatte genug gesehen.

Er schlüpfte in das Buschwerk und wartete, bis Sam wieder über den Zaun gestiegen war; dann folgte er ihm auf demselben Wege und überzeugte sich, daß der Schwarze ohne weiteren Aufenthalt nach Hause ging.

Sherlock Holmes saß im Nachtzuge nach Dowerhall und langte dort nur wenige Stunden nach dem Eintreffen des Sarges an.

Ein Wagen wartete auf ihn an der Station, da er Marby telephonisch seine Ankunft angekündigt hatte.

Das alte Schloß lag mit der auf Halbmaß gezogenen Flagge düster im Schatten der tausendjährigen Ulmen; nur ein einziges Licht leuchtete vom Nebensügel aus in die Nacht hinein, und Sherlock Holmes wußte, daß dieses Licht aus der Kapelle des Schloßes herüber leuch-

tete, wo die sterbliche Hülle Lord Georges im Sarge ruhte.

Marby erwartete seinen Gast am Fuße der Freitreppe.

„Bitte, kommen Sie mit in die Kapelle, Mr. Holmes“, sagte er mit verstärkter Miene. „Seeben ist dort etwas Entsetzliches entdeckt worden. Die Schrauben des Sarges sind locker, und — und der Totengräber meint —“

„Aber Sie zittern ja, Marby! Was ist denn geschehen? War etwa der Lord nur Scheintot? Ist er wieder aufgewacht?“

„Im Gegenteil — er ist verschwunden!“

„Was? Sind Sie denn bei Sinnen, Marby? Die Leiche von Lord George Dower —?“

„Ist fort — aus dem Sarge verschwunden.“

4. Kapitel.

Der Feind der Lady.

Die schreckliche Nachricht von dem neuen rätselhaften Ereignis konnte Lady Dower nicht mehr mitgeteilt werden, da diese sich unterwegs befand und sie ein Telegramm nirgends erreichen konnte.

Schon am nächsten Morgen wurde ihre Ankunft erwartet, und es läßt sich denken, mit welchen Empfindungen die Beamten des Hauses, besonders Marby, dieser Ankunft entgegenzusehen.

Sherlock Holmes hatte sich, erschöpft wie er war, für zwei Stunden auf ein Ruhebett geworfen, um sofort am Morgen neue Nachforschungen anzustellen. Doch noch bevor er Dowerhall wieder verlassen konnte, traf schon die beraubte Mutter, die einen Extrazug genommen hatte, ein.

Als sie aus dem Wagen stieg, das marmorbleiche Antlitz von schneeweißem Haar umrahmt und die immer noch schönen Züge geradezu erstarret in Schmerz, da wagte im ersten Augenblick niemand, ihr die neue Schreckenskunde beizubringen.

Die majestätische Gestalt hoch aufgerichtet, schritt die Lady die Stufen empor, durch die Halle und in ihre eigenen Gemächer, mehr einem wandelnden Steinbild als einem Menschen ähnlich.

Marby fiel die schwere Aufgabe zu, zuerst mit ihr zu sprechen, und er tat es mit bebender Stimme, kaum verständlich:

„Mylady. — Ein neues Unglück ist über Dowerhall hereingebrochen — ich wage kaum, es zu berichten.“

Das feinerne Antlitz erhob sich zu ihm, und die großen, graublauen Augen hefteten sich fragend auf ihn.

„Ein neues Unglück? Das kann nicht sein, Marby. Mein Sohn ist tot. — Was weiter kommt, hat nichts zu sagen.“

„Aber Mylady. — Es ist so furchtbar und unbegreiflich. — Mylady wollten doch gewiß dem Lord George ein letztes Lebewohl sagen — und das ist nun unmöglich.“

„Unmöglich? Weshalb? Ist mein Sohn, so — so entsetzt?“

„Nein, das nicht. — Aber er ist — die Leiche ist — verschwunden.“

Endlich war es heraus.

Fassungslös bedeckte Marby sein Antlitz mit den Händen, während sich die Lady erhob und hoch aufgerichtet dastand.

„Was bedeutet das? Marby, ich will volle Wahrheit haben!“

„Ich weiß nicht, was geschehen ist, Mylady. Wir hatten Lord George in den Sarg gelegt, ich, der Arzt und Mr. Holmes.“

Der Sarg wurde in unserer Gegenwart zugeschraubt und auf den Wagen geladen. Er wurde auf den Bahnhof gefahren. — Wir folgten in einem Wagen — dort wurden die sterbliche Reste in den Eisenbahnwagen gebracht und die kurze Strecke bis zur Station in den Eilzug transportiert.

Gestern um elf Uhr kamen wir im Schlosse an. Der Leichenwagen der Gemeinde brachte den Sarg von der Station hierher, wir bahnten ihn in der Kapelle auf.

Doch als ich gegen zwei Uhr die Totenwache, die mit mir der alte Hallow hielt, auf eine kurze Zeit unterbrechen wollte, weil ich mit dem Nachtzuge Mr. Holmes erwartete, da fiel mein Blick auf eine der Schrauben, die mir gelockert erschienen. — Ich sah nach. — Auch die übrigen waren gelockert. — Wir öffneten den Sarg und fanden ihn leer — anstatt der Leiche lag ein langer, schwerer Stein darin.“

Fälte Lady Dower noch bleicher werden können, so wäre es bei dieser schrecklichen Eröffnung geschehen. — Doch jeder Blutstropfen war schon vorher aus ihrem Gesicht gewichen, und sie schien nur noch Leben in ihren großen Augen zu haben, die dunkler und dunkler wurden. Minutenlang starrte sie vor sich nieder, ohne noch weitere Fragen zu stellen oder einen Laut von sich zu geben, bis sie endlich ihr ehrwürdiges Haupt erhob.

„Rufen Sie mir Sherlock Holmes her, Marby.“ Erleichtert atmete der Alte auf. — Er hatte einen Ausbruch der Verzweiflung erwartet, und ihr unheimliches Schweigen hatte ihn mit unbestimmter Furcht erfüllt.

So schnell es ihm möglich war, eilte er hinaus und rief den Detektiv, der gleich darauf eintrat.

Die Lady blickte auf und streckte ihm die Hand entgegen, die er ehrerbietig drückte.

Dann sank die hohe Frauengestalt in einen Sessel, und mit merkwürdig gefasster Stimme sagte sie:

„Ich weiß, was geschehen ist. Haben Sie eine

„Ahnung, wer meinen Sohn ermordet hat, und wie es möglich war, daß man seinen toten Körper stecken konnte?“

„Die erste Frage, Mylady, kann ich mit einem Ja erwidern. Eine Ahnung habe ich wohl, wer Lord George ermordete; doch glaube ich, daß ich erst besser weiterforschen kann, wenn ich einige Fragen an Sie gerichtet habe.

Ihre zweite Frage kann ich nur dahin beantworten, daß ich glaube, derselbe Feind, der Ihren Sohn ermorden ließ, hat auch seine Leiche noch haben wollen. Er muß furchtbare Nachgelüste gegen den Armen genährt haben, daß er ihn selbst im Tode keine Ruhe ließ.“

„Gegen ihn?“ sprach leise die Lady. „O nein, Mr. Holmes, ich glaube, daß mein George aus der weiten Welt keinen Feind haben konnte; er war viel zu gut und zu edel dazu.

Vielmehr nehme ich an, daß George fallen mußte als Opfer des Hasses gegen mich selbst.“

Der Detektiv bliete sie erwartungsvoll an:

„Darf ich um Aufklärung bitten, Mylady?“

„Ich muß wohl sprechen“, sagte mühsam Lady Dower. „Ein ganzes Leben lang habe ich beinahe immer geschwiegen und die entsetzliche Pein mit mir stumm herumgetragen.

Jetzt sollen Sie alles erfahren. — Zunächst sagen Sie mir, ob Sie die Vorgeschichte meiner Ehe kennen?“

„Ich weiß, daß Sie dem vornehmen Geschlechte der McBrays entstammen, Mylady, und daß Sie Ihren Gatten nicht gerade aus glühender Liebe heirateten. Man sagte, es sei nur eine Konvenienzehe gewesen.“

„Das ist richtig. Ich heiratete Lord Dower, weil meine Familie es wünschte, und weil er ein Ehrenmann war, der mich über alles liebte.

Das ist auch das, was die Welt erfahren hat. Niemand brauchte ja zu wissen, daß ich früher einen andern Mann heiß geliebt habe, daß ich ein Jahr lang die heimliche Braut eines schottischen Landmannes war. — Jener Mann hieß Percy McLean.

Er war aus guter, wenn auch nicht adliger Familie, und Offizier der Marine.“

„Weshalb haben Sie ihn nicht geheiratet, Mylady?“

„Weil wir beide arm waren, und weil ich der Versuchung leider nicht widerstehen konnte, die Gattin Dowers, eines der reichsten und vornehmsten Peers von England, zu werden.

Ich war sehr jung, als die Versuchung an mich herantrat, und damals war Percy weit fort, auf einer Seereise nach Westindien begriffen.

Trotz meiner Liebe zu dem Entfernten war ich treulos und reichte dem Lord meine Hand.“

„Ich verstehe“, murmelte Sherlock Holmes. „Als

der Offizier heimkam und von Ihrem Schritte erfuhr, schwor er Ihnen Rache.“

Lady Dower ließ das Haupt sinken:

„Rache! Es ist noch ein mildes Wort für die fürchterliche Pein, die er von diesem Tage ab über mein Leben ausgoß. Ich habe von da ab in Wahrheit das Dasein einer Verurteilten geführt! Denn, hören Sie, in welcher Weise er mich für meine Unbefändigkeit bestrafte.“

Lady Dower erhob sich und wankte zu einem alten, geschnitten Schrank, der im Hintergrunde des Zimmers, halb in die Wand eingemauert stand.

Mit unsicherer, bebender Hand schloß sie ihn auf und entnahm ihm ein silbernes Kästchen, das sie ebenfalls öffnete; den Schlüssel hierzu nahm sie von einem goldenen Kettchen, das sie um den Hals trug.

„Hier in dieser Kassette“, sprach sie mit leiser, gebrochener Stimme, „liegt der Brief seit zwanzig Jahren. Seit zwanzig Jahren habe ich den Schlüssel dazu auf meinem Herzen herumgetragen.“

Ein Päckchen schmaler Briefbogen nahm sie heraus und brachte sie dem Detektiv.

„Lesen Sie dies“, sagte sie tonlos, „und Sie werden des Rätsels Lösung haben.“

Der erste Brief des verlassenen Bräutigams datierte noch länger als zwanzig Jahre zurück; er war der längste von allen und lautete:

Treuloses Weib!

Ich kehrte zurück aus fernen Ländern, um Dich heimzuführen; denn ich brachte reiche Mittel mit, die mich ein Zufall zur selben Stunde finden ließ, da Du den Abwesenden verrietest und einem andern Manne folgest.

Ich bin kein Mann, den man ungestraft kränkt. Ich habe Dich über alles geliebt; doch von heute an hasse ich Dich über alles. Du sollst gestraft werden für das Leid, das Du mir angetan hast. Meine Rache wird Dich treffen, wenn Du es am wenigsten erwartest! Sie soll Dich dann in dem Liebsten treffen, was Du in der Welt besitzen wirst. Verflucht sollst Du sein bis zu Deinem Tode, und wenn es in meiner Macht stünde, auch noch nachher. Percy.

Sherlock Holmes legte den Brief mit einem stillen Schauer beiseite.

„Ein furchtbarer Schwur“, murmelte er. „Es läßt sich denken, daß von diesem Augenblicke an jedes Glück für Sie erstorben war.“

Die Lady nickte traurig:

„Ich war auch vorher nicht glücklich. Der Gedanke an den Mann, den ich geliebt und verraten hatte, stand zu jeder Stunde hinter mir und ließ mich den Reichtum und die Schätze nicht genießen, die ich nun mein eigen nannte.

Percy hätte schon damit allein zufrieden sein können! Aber was er in diesem Briefe schreibt, das hat mich wie ein über mir hängendes Schwert geängstigt, hat mich keine Stunde mehr froh werden lassen und besonders, seit George geboren war, wie ein Todesurteil über mich drohte.“

„Sie wurden nicht ruhiger, als Jahre vergingen, ohne daß jener Mann seinen Schwur einlöste?“

„Ich kam nicht dazu. Hier sehen Sie diese kurzen Zettel; jeder einzelne enthält dieselbe Drohung. Ich erhielt diese Briefe, wo ich auch immer war.“

Einmal in Indien, einmal in Frankreich, dreimal in Italien — ich mochte fliehen, wohin ich wollte, immer war dieser unsichtbare Verfolger hinter mir, den ich niemals fassen, dem ich kein Wort sagen konnte, um ihn anzusehen, von seinem unmenschlichen Beginnen abzulassen.“

„Sie konnten also niemals versuchen, sein Herz zu erweichen?“

„Er war nicht zu sprechen. Ja, nicht einmal aufzufinden.“

In meiner Heimat hörte ich, daß Percy McLean als halb irrsinnig gelte, seit er von seiner großen Seereise als reicher Mann zurückgekehrt sei.

Dieses Schicksal hatte ich nun auch auf mein Schuldkonto zu schreiben. Ein glänzender Geist war zerstört. Vielleicht! Sicher erfürte ich es nie, denn jene Briefe und Mitteilungen kamen mir mit so großer Sicherheit zu, daß ich im Gegenteil annehmen mußte, der Absender heste sich unerkannt überall an meine Fersen und sei sehr gut bei Verstand.“

Sherlock Holmes nahm einen der Zettel auf und las:

„Glaube nicht, daß Du meiner Vergeltung entgehst! Ich behalte Dich überall im Auge. Dazu warte ich nur meine Stunde ab!“

„Als mein Gatte starb“, berichtete die Lady weiter, „da erhielt ich nur ein höhnisches Telegramm, in dem mir der Absender den Glück wünschete, daß ich nun eine reiche Witwe sei und noch andere Männer betören könne.“

Ach, er wußte wohl, daß mir längst der Gedanke an solche Eitelkeiten vergangen war, daß ich nur noch für meinen Knaben lebte und für ihn zitterte.“

„Ein grausamer, krankhaft veranlagter Mann!“ rief der Detektiv. „Warum versuchten Sie nie, sich gegen seine Verfolgungen zu schützen?“

„Weil ich ihm erstens nicht nachweisen konnte, daß die Zettel von ihm herrührten! Sie sehen, daß sie nicht unterschrieben sind — und weil ich ferner ein schlechtes Gewissen hatte. Der Schreiber tat mir ja auch nichts! Er drohte nur. Er drohte zwanzig Jahre lang! Jetzt erstlich, als ich das erstmal meinen Sohn allein ließ, jetzt ist der Schlag gefallen.“

„Sie sind sonst nie ohne Lord George gereist?“

„Nein, ich wagte es nicht. Es war mir, als ob meine persönliche Anwesenheit ihn beschützen könne. Aber diesmal flehte mich mein Sohn selbst an, die Reise zu machen; es handelte sich um meine Gesundheit. Ach — wäre ich lieber daheim geblieben, anstatt daß George hingemordet wurde!“

„Aber, Mylady, ich bin überzeugt, daß dieser Feind sich auch durch Ihre Anwesenheit nicht hätte hindern lassen, seinen Plan auszuführen, der eben jetzt zur Reife gediehen war. Sagen Sie mir nur, wo lebt jener McLean?“

„Ich weiß es nicht genau. Meine Verwandten zählten einmal, er sei völlig zum Sonderling geworden und haufe in einem verlassenem Leuchtturm an der schottischen Küste, fern von allen Menschen.“

„Hm! Und ist es Ihnen niemals aufgefallen, daß Lord George in Beziehungen zu einem Neger stand?“

„Zu einem Neger? Nein! Er liebte die Schwarzen nicht. Wie hat er einen Neger als Diener angenommen, noch sich sonst mit ihnen abgegeben.“

„Dann verstehe ich es noch weniger — doch ich habe Ihnen noch nicht berichtet, Mylady, daß Ihr Sohn meiner Meinung nach von einem Neger umgebracht ist.“

„Mein Gott — Marby telegraphierte mir nichts davon! Ich hörte, daß eine Vergiftung.“

„So nahm der Arzt an, der ihn untersuchte. Allein der Cooner, den ich auf eine andere Spur brachte, fand heraus, daß das Gift, welches sofort tödlich gewirkt hatte, das berüchtigte Pfeilgift der Senegalneger, das Gombi, gewesen ist. — Dieses Gift ist ihm beigebracht worden vermittelt einer Nadel, die auf ihn abgeschossen wurde.“

Die Lady zuckte zusammen. Die Vorstellung, auf welche heimtückische Weise man ihren einzigen Sohn hingemordet hatte, war unerträglich qualvoll für sie.

„Eine Nadel?“ flüsterte sie. „Wie kam man die abzuschießen? Ich verstehe das nicht.“

„Es waren eben eine besonders konstruierte Schußwaffe und Geschosse dazu hergerichtet worden.“

Da die Nadel aus einer Entfernung von ungefähr fünf Metern auf ihn abgeschossen wurde, ist anzunehmen, daß sie aus einer ebenfalls beinahe nadelfeinen Bohrung kam, durch die lautlos, also wahrscheinlich durch Entzündung, das Geschos befördert wurde.“

Die Lady neigte sich mit weitgeöffneten Augen zu ihm:

„Ein besonders konstruiertes Gewehr?“ flüsterte sie. Mein Gott, das war ja Georges eigene Schwäche, daß er selbst Waffen zu erfinden suchte. Wie oft ist er damit geneckt worden, wie oft haben ihm Freunde und Bekannte allerlei scherzhafte Vorschläge gemacht,

wie er diesem seinem Steckenpferde noch besser fröden könne."

Sherlock Holmes merkte auf:

„Was Sie mir da sagen, Mylady, könnte mich vielleicht auf eine wichtige Spur bringen.

Wo und mit wem hat der Lord diese Liebhaberei betrieben?"

„Hauptsächlich beschäftigte er sich damit hier in Dowerhall, und der Schmied des Dorfes, der ein geschickter, alter Mann ist, hat ihm mancherlei Verbesserungen und Aenderungen an seinen Gewehren anbringen müssen.

In London gab es gleichfalls einen Waffenschmied, mit dem er in Verbindung stand. Warten Sie, Mr. Holmes, ich finde vielleicht den Namen. Ja, richtig. Er wohnte draußen in der Nähe des Hafens, und Carfins war der Name. George sprach manchmal von ihm als von einem drolligen Original."

„Danke, Mylady, ich werde mich also dort weiter erkundigen."

„Aber Mr. Holmes, ich sehe Sie an, lassen Sie für den Moment alle Nachforschungen nach seinem Mörder und suchen Sie nur zu erfahren, wo man die Leiche meines geliebten Kindes hingeschleppt hat. Ich werde sicherlich darüber wahr-sinnig werden, wenn ich ihn nicht noch einmal sehen, wenn ich ihn nicht mit diesen meinen Händen in sein letztes Bett legen darf —"

Lady Dower hatte es mit erblickender Stimme gesprochen, während ihre bisher so trockenen, verzweifeltsten Augen sich jetzt mit heißen Thränen füllten.

Sie streckte ihre schönen, weißen Hände gegen den Detektiv aus, und er fühlte ein tiefes Mitleid, mit dieser unglücklichen Mutter sein Herz bewegen.

„Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß ich Ihren Wunsch bestimme erfüllen werde", sprach er leise, „doch werde ich nicht eher ruhen, als bis ich genau weiß, wo Lord Georges Leiche hingekommen ist.

Es können freilich Tage darüber vergehen, doch hoffe ich, daß ich nun eher zum Ziel kommen werde, da ich weiß, wo ich den Feind zu suchen habe, dem Sie jedenfalls dieses Leid zuzuschreiben haben."

„Wenn Sie ihn sehen", erwiderte die Lady leise, „so sagen Sie ihm, daß es ihm gelungen ist, eine Frau durch ein ganzes, langes Leben hindurch unglücklich zu machen, sie durch Jahre voller Angst und Sorge zu heizen, und daß er ihr den Todesstoß viel zu spät versetzt hat. Diesen Todesstoß, der noch weit sicherer traf, als wenn er mit dem Dolche gegen sie selbst geführt wäre."

Lady Dower hatte sich bei diesen nur hingehauchten Worten erhoben und wandte der Tür zu, durch die sie entschwand.

Sherlock Holmes sah noch ihren lang herabwehenden, schwarzen Schleier hinter ihr herwallen, als sie schon verschwunden war.

Ihm war es, als sei er betäubt oder träume. — Die Wucht des Unglücks, welche auf die unselige Frau herabgefallen war, nur weil sie in ihrer unbedachten Jugend einem gegebenen Liebesworte nicht treu geblieben war, sie erschien ihm so ungeheuerlich, daß er sie kaum begreifen konnte.

Bald indeßien gewann er seine Fassung und seine ganze Kaltblütigkeit wieder, und er raffte die Papiere zusammen, die ihm die Lady dagelassen hatte.

„Jetzt werde ich den Zusammenhang zwischen Percy McClean, dem Feind der Lady, und jenem schwarzen Hund herausbekommen. Weiß ich erst, daß diese beiden sich kennen, so weiß ich auch den Weg, auf dem ich nach der verschwundenen Leiche zu suchen habe.

Es ist keine Minute Zeit zu verlieren, im Gegenteil, Zeit gewonnen, heißt hier alles gewonnen. Vorwärts, mein Herr Detektiv. Dies ist eine Gelegenheit, wo Sie beweisen können, ob Sie Ihren Ruhm verdienen oder nicht!"

Mit dieser Anrede an sich selbst verließ Sherlock Holmes das Schloß, um nach London zu eilen.

5. Kapitel.

Miriam an der Arbeit.

„Du sollst mich nicht immer anfassen, Sam!" schalt Miriam, die dunkelhäutige Sängerin, als sie in das Haus trat, welches Sarah mit ihrem Sohne bewohnte. „Ich bin extra deshalb heute in der Mittagsstunde hergekommen, weil ich bestimmt annahm, daß du da nicht zu Hause sein würdest!"

Niemand konnte ihr anmerken, daß sie log, denn kein Erröten war in ihrem Antlitz zu sehen. — In Wirklichkeit hatte sie es ganz im Gegenteil ausgeduschelt, daß heute Sam Urlaub hatte und zu Hause sein würde, und gerade deshalb hatte sie ihre Schritte zu der alten „Zauberin" gelenkt.

Sam hörte jedoch mit dem feinen Ohr des Liebenden heraus, daß ihr Jörn nicht sehr ernst gemeint war, und dichter schloß sich seine plumpe Hand um ihre Taille.

„Schöne Miriam, süßes Mädchen", flüsterte er leise, „du weißt nicht, wie glücklich ich bin, wenn ich dich nur sehe! Sei doch ein wenig nett zu mir. Ich bin sicher, daß du nicht ahnst, wie gut du es bei mir haben würdest, wenn du dich entschließen könntest, mich zu heiraten."

„Dich heiraten, Sam? Hahaha! Einen Türsteher heirate ich nicht! Ich kann ganz andere Partien machen."

„Ich bin nur noch wenige Tage Türsteher, Miriam. Meine Stelle habe ich schon gekündigt; denn ich bin jetzt ein reicher Mann —"

„Bah", unterbrach sie ihn, „das kann jeder sagen.

Ich möchte wohl wissen, woher du plötzlich Geld haben willst.“

„Ich habe Glück gehabt, Miriam. Habe gewettet und gespielt.“

„Das soll ich dir glauben? Nein, das glaube ich nicht. Du bist doch sonst so vorsichtig und sparsam. Uebrigens, wenn es wahr wäre, würde ich dich erst recht nicht nehmen. Wer einen Spieler heiratet, ist schon so gut wie am Bettelstab.“

Sam sah, daß er sich verhaspelt hatte und lenkte ein:

„Es ist ja gleich, schönste Miriam, woher ich es habe. Geföhlen habe ich es nicht, das glaubst du mir doch wohl?“

Seine runden Augen blickten sie flehend an, und Miriam schloß, daß die Liebe, von der er so oft sprach, nicht erdacht, sondern eine Tatsache war, die ihr eigentlich schmeicheln mußte.

Sie tat, als merke sie es nicht, daß Sam sie wieder fester an sich presste und fragte ihn:

„Wie ist es denn mit Mr. Brown geworden? Hast du ein Engagement bekommen?“

„Ach bewahre, das ist doch alles Schwindel gewesen. Nicht ein einziges festes Engagement hat der abgeschlossen —“

„Bitte sehr“, unterbrach sie ihn, „mich selbst hat er doch fest engagiert. Ich gehe nächsten Monat mit ihm nach Paris.“

Sam stieß einen wilden Klagelaut aus:

„Du willst fort? Miriam, ich folge dir durch die ganze Welt, wenn du aus London weggehst.“

Ach, ich werde meine Mutter bitten, daß sie dir unser Geld zeigt, damit du es glaubst, daß wir reiche Leute sind. — Sag dich erweichen und werde meine Frau. Komm mit, ich habe etwas für dich.“

Er zog sie mit sich in das kleine, bunt ausgestattete Wohnzimmer, wo er einen Schrank aufschloß.

Seine Finger zitterten dabei, und er atmete schwer, wie denn überhaupt sein ganzes Wesen merkwürdig verändert war. Sprunghaft war er, bald lustig wie früher, bald scheu und verschlossen.

Miriam's Auge, scharfe Augen beobachteten alles dies, ohne daß sie es sich merken ließ.

Sam brachte eine doppelte Reihe hellroter Korallen, die er Miriam um den Hals legte. Dann stieß er einen Laut des Entzückens aus, und plötzlich brannte ein heißer Kuß auf ihren Lippen.

Sie lachte nur. — So genau nahm sie es nicht mit ein paar Zärtlichkeiten mehr oder weniger von diesem oder jenem.

„Sieh in den Spiegel!“ rief Sam jubelnd, „du bist so schön. Ich schenke dir die Kette.“

Miriam konnte nicht umhin, sich selbst zu bewun-

dern, als sie sich so herrlich geschmückt im Spiegel sah. Sie besaß zwar schon Korallen, aber nur unechte, und daß diese hier echt und kostbar waren, das sah man ihnen schon von fern an.

„Du darfst mir eigentlich so etwas nicht schenken“, sagte sie zögernd, „aber vielleicht behalte ich sie. — Nur das eine will ich dir gleich erklären. Ich heirate dich nicht, wenn du Geheimnisse vor mir hast. Ich glaube dir jetzt, daß du Geld hast, aber wenn ich nicht weiß, woher es rührt, dann will ich nichts von dir wissen.“

In diesem Augenblicke trat Sarah ein und schlug die fetten Hände über dem Kopfe zusammen.“

„Ach, welche Freude, Miriam! So hast du also meinen guten Sam erhört. Du hast seine Korallen genommen. Du weißt doch, daß du nun an ihn gebunden bist?“

Ein abergläubischer Schauer rann Miriam über den Leib. Hatte die Alte sie schon verzaubert? Mußte sie nun etwa wirklich Sams Weib werden?

„Nein, nein!“ rief sie hastig, indem sie versuchte, die Kette wieder abzubinden, „so weit sind wir noch nicht! Ich kam heute nur her, um dich nach meinem Schicksal zu fragen, Sarah. — Hier, Sam, nimm deine Kette zurück. Ich weiß ja noch gar nicht, ob ich dich jemals nehmen werde.“

„Behalte die Kette, Kleine“, sprach die schlaue Sarah, „ich werde einen Spruch darüber sprechen, daß du frei bleiben sollst, solange du willst; dann wirken die Korallen nicht mehr.“

Sam, laß uns ein Weilchen allein. Du kannst ja inzwischen Kaffee kochen; wenn wir fertig sind, trinken wir ein Täßchen zusammen.“

Sam verschwand in der Küche, und Sarah setzte sich hinter den Tisch, auf welchem Plätze sie Karten zu legen pflegte.

Miriam ließ ihre Augen herum wandern. Nein, hier entdeckte sie gewiß nichts, was Mr. Sherlock Holmes, bei dem sie heute früh gewesen war, interessieren konnte. Es blieb doch nichts übrig, als eine richtige Liebeskomödie mit Sam zu spielen. Dann sagte er ihr sicher alles, und sie erfuhr, ob er ein so besonders guter Schütze war, und ob — nein, das, was sie jetzt meinte, das erfuhr sie doch am Ende am besten von Sarah selbst.

„Was willst du dem wissen, mein Töchterchen?“ fragte die Alte mit einem süßlichen Grinsen. „Was soll ich in den Karten lesen?“

„Ich will wissen, ob jemand, den ich hasse, furchtbar hasse, noch lange leben wird.“

Bedächtigt mischte Sarah ihre Karten.

„Ist es ein Mann oder eine Frau?“ fragte sie.

„Eine Frau, ein Mädchen. Ich wollte, ich könnte sie erwürgen. Sie hat mich beleidigt, und ich kann nicht an sie heran, weil sie eine Weiße, eine große Dame ist.“

„Oho“, sicherte Sarah, „das ist doch egal. Wenn der Tod sie erreichen soll, so kehrt er sich nicht an die Farbe. Sieh, Miriam, hier liegt die Kardame. Das ist sie. Neben ihr liegt ein roter Herr — der ist es, um dessenwillen sie dich beleidigt hat.“

Miriam lachte sich heimlich ins Kästchen. Was für ein Märchen erzählte die Alte da aus den Karten. Sie kannte ja gar keine Dame, die sie haßte. Sie wollte nur erfahren, ob Sarah vielleicht ein gefährliches Gift besaß, wie sie vermutete.

Während die alte Negerin eine lange Geschichte zusammenfabelte, in der von allerlei Liebesdingen die Rede war, unterbrach sie Miriam plötzlich, indem sie ausrief:

„Hast du nicht ein Zaubermittel, Sarah, mit dem ich sie zugrunde richten könnte? Ems natürlich, von dem kein Mensch etwas merken dürfte.“

Ich habe gehört, daß es Säfte gibt, die selbst von den Ärzten unauffindbar sind, wenn sie den Tod eines Menschen herbeigeführt haben.“

Sarah schüttelte vorsichtig den Kopf:

„So etwas gibt es wohl, aber wo sollte ich es herhaben? Es gibt solche Gifte, die man essen muß, dann stirbt man sofort. Ebenso andere, die unter die Haut dringen müssen, um zu wirken. Die kann man natürlich niemand so leicht beibringen. Ja, wärst du Dienerin in einem Hause der Weißen! Ich kenne einen Fall, da hat eine Negerin, die wie eine Sklavin aus den alten Zeiten behandelt wurde, ihre Herrin zur Vergeltung mit einer Haarnadel erstochen.“

„Recht hat sie gehabt!“ rief Miriam mit funkelnden Augen. „Ich hoffe, daß es allen hochmütigen Weißen so ergehen wird, die uns behandeln, als wären wir Vieh und nicht Menschen. Uebrigens, wie hat sie denn das gemacht?“

„Es war gar nicht zu beweisen. Sie machte ihrer Herrin das Haar — es waren noch andere Leute im Zimmer. Die eine Nadel steckte sie so ungeschickt hinein, daß sie oben hinausstießte. Die Dame sah es und drückte heftig selbst die Nadel hinein.“

In demselben Augenblicke stieß auch die arme Negerin die vergiftete Nadel in die Stirn und bis unter die Haut. Die Lady schrie auf und sank ohnmächtig um. Die Umstehenden bemühten sich um sie, und jeder dachte, es handle sich um einen Schlaganfall. Die Lady wachte nicht wieder auf, und niemals hat ein Mensch erfahren, wie die Sache zusammenhing. Mir hat es aber die Negerin selbst erzählt, als sie auf dem Totenbette lag.“

„Aha, dann hat sie es also doch zuletzt berent?“
„Bewahre! Sie hat sich gefreut; noch im letzten Augenblicke sagte sie, daß sie recht getan habe. — Dieses Gift ist natürlich in England nicht zu haben. Es wird

in meiner Heimat gefunden und ist noch viel schrecklicher als Gombi.“

„Als Gombi? Das ist ja das Gift, an das ich gedacht hatte. Aber ich will noch nicht daran denken. Ich glaube, es würde mir doch gewaltig schwer fallen, einen andern Menschen umzubringen, wenn ich auch diejenigen verstehe, die ihre Rache auskosten wollen. Sieh, da kommt aber schon Sam mit dem Kaffee. — Laß die Karten, Sarah. Du hast mir genug gesagt.“

Miriam trank den Kaffee, scherzte mit Sam, mit dem sie nach allen Regeln der weisen und schwarzen Kunst kokettierte, und ließ sich dann von dem überseßigen Bürschen noch ein Stück Wegs begleiten.

Sam prahlte, wie alle Neger, vor seiner Angebeteten so viel er nur konnte. Er werde noch weiter viel Geld verdienen, und bald gar nichts mehr tun, sondern wie ein großer Herr spazieren fahren. Er könne auch prachtvoll reiten und schwimmen, radfahren und Fußball spielen, das habe er alles im Klub den Herren abgequakt.“

„Aber schießen kannst du nicht“, rief Miriam zum Schluß. „Du hast sicher noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt.“

„Hohoho“, lachte Sam, „ich schieße besser als mancher Gentleman, du weißt doch, daß ich bei dem Büchsenmacher in der Bondstreet gedient habe.“

„Na, davon lernt man doch noch nicht schießen.“

„Ich habe es aber gelernt. Nicht nur schießen, sondern auch Feuerwaffen reparieren kann ich. Mr. Brook hat oft gesagt, daß ich das beste Auge hätte, das er je kennen gelernt habe.“

Enttäuscht hörte Miriam den Namen. Cartins hieß der Mann, von dem Sherlock Holmes einiges erfahren wollte, und nun sprach Sam von einem gewissen Brook. Das war ein Waffenhändler, der in der Bondstreet wohnte, also nicht der, welcher in der Nähe des Hafens seine Werkstatt hatte.

„Für heute bist du nun lange genug mein Begleiter gewesen“, sagte sie verabschiedend zu Sam, als sie in der Nähe ihrer Wohnung angekommen waren.

„Ueberlege es dir, Sam, ob du mir sagen willst, woher dein Geld stammt. Du weißt, ich bin nicht so dumm, daß ich ein Gesicht ziehe, wenn es auf ungewöhnliche Weise erworben ist. Es ist da, und das ist die Hauptsache. Aber Geheimnisse darfst du nie vor mir haben. Ich habe ja auch keine vor dir und kann es nicht leiden, wenn man welche vor mir hat! Adieu — morgen darfst du mich am Abend abholen, wenn du willst.“

Sie ging zunächst in ihre Wohnung und von da wieder zu Sherlock Holmes, den sie am Telephon sprechend vorfand.

„Schon gut“, hörte sie ihn noch eben sagen, „ich

weiß nun genug. Ich komme nachher selbst hin, halten Sie alles bereit."

Miriam hätte für ihr Leben gern gewußt, mit wem der Detektiv sprach; denn sie war von Natur neugierig, doch mußte sie sich bezwingen; diesen durchdringenden, scharfen Augen fragte man nicht, da wurde man höchstens gefragt.

"Mr. Holmes, ich war sehr nett zu Sam. Aber er hat mir noch nichts gesagt, außer daß er Geld hat und bald noch mehr haben wird."

"Schön, das ist doch schon etwas. Kannst du mir sagen, ob es schwer ist, ihn betrunken zu machen?"

"Sam? Er trinkt beinahe gar nichts, ist ganz nüchtern."

"Schade! Er raucht auch wohl nicht Opium?"

"Das weiß ich nicht. Uebrigens, wer Opium raucht, Mr. Holmes, der spricht nicht davon."

Er hat mir auch erzählt, daß er ausgezeichnet schießt. Er hat bei Mr. Brook in der Bondstreet geübt und gelernt, Waffen anzufertigen."

"Hm. Hat er sich nicht gewundert, daß du so freundlich zu ihm warst?"

"Ich vermute es, und es ist mir schwer genug geworden. Wenn Sie mir nicht eine so gute Bezahlung versprochen hätten, würde ich es nie fertig bekommen haben."

"Du bekommst so viel, daß du deinen weißen Schatz mit einer netten Klustener heiraten kannst, und außerdem werde ich dafür sorgen, daß ihr nie durch Sam oder seine Mutter belästigt werdet."

Nur müßt du durchaus herausbekommen, ob Sam mit einem Herrn, der in Schottland lebt, in Verbindung steht, Briefe von dort bekommt oder hinschreibt — kann er denn überhaupt schreiben?"

"Gewiß, Herr! Sam ist sehr gebildet."

"So! Nun gut, ich werde ihn weiter beobachten. Was hat er denn für heute Abend vor?"

"Sarah meinte, sie wollten zusammen ausgehen, vielleicht auf den Ball in der Marketstreet. Sam ist ein so verliebter Burche, der gibt sich ja mit Vergleichen ab."

Der „Ball in der Marketstreet“ war ein allabendlich stattfindendes Fest, das höchst zweifelhafte Gäste besuchten, die dort tanzten, spielten und tranken, zuweilen trafen sich auch hier Verbrecher der schlimmsten Sorte.

Sofort beschloß der Detektiv entweder selbst hinzugehen oder Harry hinzuschicken.

Miriam erhielt, wie heute früh, wieder ein Goldstück, und der Detektiv machte sich hierauf an eine Veränderung seines äußeren Menschen, die ihn binnen einer Viertelsunde vollständig unkenntlich machte.

Er kam aus seinem Schlafzimmer heraus als ein Underlaker (Leichenbesorger). Schwarzer Anzug, glattrastertes Antlitz, zum Ueberfluß einen kleinen künstlichen

Höcker auf der etwas geröteten Nase, darüber eine Brille, und mit dem etwas schäbigen Zylinder nicht gerade elegant, doch echt aussehend.

So wanderte Sherlock Holmes zur Mr. Lent, dem Beerdigungsinstitut, welches den Sarg mit Lord Georges Leiche auf den Bahnhof besorgt hatte.

Der Geschäftsinhaber war verreist, statt seiner empfangend der Stellvertreter ihn, ein kleiner, ängstlich aussehender, unbedeutender Mann, der seit dem Telefongespräch mit dem berühmten Detektiv völlig verflört ausjah.

"Mich schickt Mr. Holmes", begann der Detektiv. "Er ist selber noch verhindert, zu erscheinen. Bitte, wollen Sie einstweilen mir die Auskünfte geben, die wir brauchen. Sie wissen also, was Unerhörtes passiert ist?"

"Ich bin außer mir! Jawohl, ich hörte es vorhin am Telephon von Mr. Holmes. Die Leiche soll aus dem Sarge verschwunden sein. Ich kann aber beschwören, daß von dem Palast der Lady Dower bis zum Bahnhof nichts passiert ist. Ich war ja selbst dabei."

"Das weiß ich; es kann auch nur während der Eisenbahnfahrt geschehen sein. Wer hat den Sarg in der Eisenbahn begleitet?"

"Von meinen Leuten keiner. Wir hatten den Sarg auszuladen, und damit war unsere Pflicht getan. Es fuhren doch Bedienstete des Hauses Dower mit."

"Aber doch nur im Zuge, nicht in dem Wagen, worin der Sarg stand."

"Haben Sie denn bereits auf der Bahn gefragt, mein Herr?"

"Wie? Glauben Sie, wir wollen den skandalösen Vorgang an die große Glocke hängen? Niemand soll davon erfahren, wenn es möglich ist."

Lady Dower hat eine große Summe — zweihundert Pfund — ausgesetzt, um die Leiche wiederzuerhalten. Ich wollte nur hören, ob nicht doch einer Ihrer Beamten mitgefahren ist."

"Nein, das ist nicht üblich. Ach, wie bedaure ich, daß es nicht dennoch geschehen ist. Dieser Vorfall kann unserm Geschäft unendlichen Schaden zufügen. Man wird sagen, wir hätten die Leiche verkauft."

Sherlock Holmes ließ das jammernde Männchen allein und begab sich auf dem Bahnhof, wo er den Vorstand der Güterverkehrsstellen zu sprechen begehrte.

Der Herr war nicht da. Sherlock Holmes fragte nach einem Beamten geringeren Grades, bis er zu dem Zugführer gelangte, der gestern nacht den Zug geleitet hatte.

"Ich muß gleich ganz offen mit Ihnen reden", sprach Sherlock Holmes den Beamten an. "Es ist in dem Zuge, worin Sie gestern einen Sarg transportierten, ein Verbrechen geschehen; der Sarg wurde erbrochen, die Leiche von Lord Dower herausgenommen und statt dessen ein

Granitstein hineingelegt. Ich frage Sie, wie stellen Sie sich vor, daß dies möglich war?"

Sherlock Holmes sah, wie der Mann erblaßte und sich ratlos durch die Haare fuhr.

„Das ist — ich hätte beinahe gesagt, das ist unmöglich. Aber wenn Sie es behaupten, so muß ich es wohl glauben. Ich kann Ihnen nur eine einzige Erklärung geben.

In dem Zuge befand sich das Postament eines Denkmals, das nach Liverpool ging. Ein Stein davon muß zu dem Frevel benutzt worden sein.

Nur verstehe ich nicht, der Sarg stand doch in einem ganz leeren Wagen, der zugeschlossen und plombiert, und zwar von mir persönlich verschlossen wurde. Niemand hat ihn betreten können. Vielleicht ist die Auswechslung schon vorher geschehen?"

„Ausgeschlossen! Die Leiche war noch darin, als der Sarg in Ihren Zug kam. Wie lange ist der Zug bis Dowerhall gefahren?"

„Fünfundfünfzig Minuten. Dort wurde der Wagen, welcher der letzte im Zuge war, abgepöppelt und blieb auf der Station stehen. Ich übergab den Schlüssel zum Wagen dem Haushofmeister Marby und fuhr weiter.“

„Und Marby entdeckte erst viele Stunden später, was geschehen war. Sie sagten soeben, der Wagen war der letzte im Zuge. Ist es möglich, daß sich jemand hinten angehängt hat?"

„So etwas soll zuweilen vorkommen. Ich habe noch nie ein so tollkühnes Wagentück beobachtet. Wenn übrigens jemand hinten auf den Puffern saß, was in der Dunkelheit vielleicht unbemerkt geblieben ist, so war es doch unmöglich, daß er von da in den Wagen gelangte, der verschlossen war.“

„Dann bleibt nur eine einzige Erklärung. Der Verbrecher ist, nachdem Sie den Wagen kontrolliert und als leer befunden hatten, in denselben hineingeschlüpf und war bereits darin, als der Zug sich in Bewegung setzte.“

Der Zugführer zuckte die Achseln:

„Das wäre allerdings die einzige Möglichkeit.“

„Es ist nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Gewißheit“, rief Sherlock Holmes, dessen Augen sich belebten hatten, da er nun förmlich greisbar vor Augen sah, wie sich das Geschehnis abgepielt hatte.

„Bitte, wann ist heute der leere Wagen wieder aus Dowerhall zurückgeholt worden?"

„Noch gar nicht. Der leere Wagen steht dort auf einem toten Gleise; er wird von irgendeinem Güterzuge mitgenommen werden, wenn es sich gerade bequem machen läßt.“

„Aber der Stein“, rief der Detektiv plötzlich wieder enttäuscht, „ich bitte Sie, wie ist denn der schwere Stein in den leeren Güterwagen gekommen?!"

„Das ist eben ein Rätsel. Sie könnten den Wagen

ja einmal untersuchen lassen, um zu sehen, ob Bretter daran beschädigt sind.

Wenn der Verbrecher Helfer in dem Zuge gehabt hat, dann ist ihm eben während der Fahrt der Stein von dem nächsten Wagen, wo sie sich befanden, hinübergebracht worden. Schwerer als ein Mensch wird er ja nicht geworden sein.“

„Nein, weder schwerer noch leichter. — Nun, ich sehe, von Ihnen kann ich doch nicht mehr erfahren. Ich will nun ganz einfach die Strecke abreiten.“

„Abreiten?"

„Jawohl. Wieu, Herr Zugführer.“

6. Kapitel.

Kindermund tut Wahrheit kund.

Mit einem Erlaubnisschein ausgerüstet, der ihm gestattete, dicht am Bahndamm entlang zu reiten, galoppierte Sherlock Holmes eine Stunde später auf Dowerhall zu.

Er achtete nicht besonders auf den Weg, solange er sich nicht in der Nähe der vorletzten Station befand, von hier ab aber ritt er ganz langsam und ließ seine Augen mißtrauisch und aufmerksam umherschweifen wie ein Indianer.

Es war erst Nachmittag, und überall auf den Feldern und am Raine arbeiteten Menschen, spielten Kinder.

Etwas eine halbe Meile vor Dowerhall sah Sherlock Holmes, daß neben dem Bahndamm der Sand unordentlich und zerwühlt ansah.

Hier konnte die Leiche aus dem Zuge geworfen, konnte der Verbrecher nachgesprungen sein.

„Alles paßt hier!“ murmelte der Detektiv. „Der Zug hatte sein Tempo schon verlangsamt, der Uebelthäter wird mit seiner mühsamen und schweren Arbeit nur gerade fertig geworden sein, und es handelte sich nun um höchste Eile. — Nur noch einige Minuten weiter, und der Zug hätte stillgestanden, so daß sein Vorhaben vereitelt gewesen wäre.“

Er stieg vom Pferde und untersuchte genauer die Stelle. Sonderbar war es, daß der Bahndamm hier noch nicht Ordnung geschaffen hatte. Wenn er heute die Strecke abging, so mußte ihm doch die Stelle aufgefallen sein!

In der Nähe spielten ein paar Mädchen mit einer Ziege, die angepößt war und das kurze Gras hier am Abhang abweiden sollte.

Neugierig waren die Kinder nähergekommen, als sie den städtischen Reiter sahen.

„Seit wann seid ihr heute hier, Kinder?“ fragte Sherlock Holmes, indem er einige kleine Münzen unter sie verteilte, um sie zutraulicher zu machen.

„Seit früh schon! Wir haben das Mittagessen mit-

gehabt und haben hier gegessen“, lautete die Antwort.

„So? Nun, dann habt Ihr vielleicht einen oder ein paar Männer gesehen, die sich hier etwas zu tun gemacht haben?“

„Nein, am Tage nicht! Aber heute früh, als wir mit unserer Ziege kamen, da war hier ein Mann, der hatte einen Schubkarren. Mit dem ist er dort in den Wald gefahren.“

Die Kinder wiesen auf ein kleines Gehölz, und der Detektiv sah nun auch deutlich die Spuren des einen Karrenrades, die neben dem Bahndamm begannen und in den Wald führten.

Er ging langsam an ihnen entlang.

Sein Herz klopfte heftig, diese Angelegenheit beschäftigte ihn wieder einmal, wie es sonst nicht oft Kriminalfälle taten.

Da die Kinder ihm auf den Fersen folgten, fragte er weiter:

„Wie sah der Mann aus?“

„Er war nicht mehr jung und trug so einen Bart unter dem Kinn entlang — hier!“ Und das kleine Mädchen zeigte, wie ungefähr eine sogenannte Mauerepsees gewachsen war.

„So! Was für einen Anzug trug er denn?“

Das wußte keines, es mußte ein ganz unauffälliger Anzug gewesen sein. Doch das älteste Mädchen erzählte freiwillig weiter:

„Der Mann hinkte. Dies sah so putzig aus, daß ich lachen mußte, als ich ihn mit dem Karren forthumpeln sah.“

So so, dachte Sherlock Holmes. Diese Kinder sind ja vorzügliche Spione! Jedenfalls hat sich der Kerl den Fuß verstaucht oder sich sonst verletzt, als er herausging. Wenn man doch fände, wo er sich hingewandt hat.

Die Spuren hörten aber im Walde auf; es war nichts mehr von der Raderspur zu sehen. — So blieb nichts übrig, als das Pferd wieder zu besteigen und auf das Dorf zuzureiten, dessen viereckigen Kirchturm man durch die Bäume schimmern sah.

Das kleine Mädchen, das so muntere Auskunft gegeben hatte, blickte begehrlisch zu ihm auf, und er beugte sich zu ihr nieder:

„Willst du ein wenig mitreiten? Wächstest du auf mein Pferd?“

„Ja, ja!“

Sie kletterte zu ihm herauf, und ihre Augen schweiften nun ebenso aufmerksam herum wie die seinen.

„Sie suchen den Mann mit dem Karren?“ fragte sie. „Dann wollen wir doch im Dorfe fragen?“

„Nein, wenn es der ist, den ich meine, so ist er ganz gewiß nicht mit seinem Karren dahin gefahren, wo er Leute treffen konnte.“

„Ach so! Hatte er etwas gestohlen?“

„Ja, der Mann, den ich suche, der hatte etwas gestohlen. Und das fuhr er eben mit dem Schubkarren weg.“

„Wissen Sie, dann wird er wohl quer durch den Wald auf der andern Seite hinausgefahren sein, wo er am Dorfe vorbei auf den Weg nach der Stadt kam.“

„Ist dieser Weg eine Landstraße?“

„Es ist ein ganz guter Weg. Dorthin müssen Sie reiten, Herr. Sehen Sie, an den Pappeln vorbei, da kommen wir hin, und da können Sie auch den alten Taps fragen, ob er den Mann gesehen hat.“

Sherlock Holmes freute sich über das lebhafte Kind, das ihm so gute Dienste leistete.

„Wer ist der alte Taps?“

„Ach, ein armer Narr, der den ganzen Tag an der Straße sitzt und singt. Manchmal schenken ihm die Leute ein paar Pennies, er wohnt im Armenhause. Sehen Sie, da am Rande hockt er.“

Näherkommend gewahrten sie einen grauhäutigen Mann, der mit dem Hute in der Hand am Wege saß und laut sang.

Der Detektiv dachte, aus diesem Armen werde er schwerlich irgendeine klare Auskunft herausbekommen; doch er täuschte sich. Als das kleine Mädchen von seinem hohen Sitze herunter den Sänger anrief, blickte er auf, nickte ihr zu und sagte:

„Guten Tag, Annie. Was reitest du da spazieren wie eine Schloßdame?“

„Wir suchen jemand, Taps. Hast du nicht einen Mann mit einem Schubkarren gesehen, der hier vorbeigekommen ist? Der Mann hinkte.“

„Ich habe ihn gesehen, und er hat mir sogar einen Sippene geschenkt, weil ich ihm den Weg so gut zeigen konnte.“

„Was denn für einen Weg, Taps?“

„Nun, diesen hier, der zur Stadt führt. Der Mann war so müde, und ich sagte ihm, er könne mit seinem Karren nicht unter zwei Stunden bis dort hinkommen. Aber er fuhr doch weg. Ich denke, jetzt wird er längst in der Stadt sein.“

Die Auskunft war genügend, Sherlock Holmes wußte nun, daß der von ihm Gesuchte jedenfalls in Sicherheit war. Wie sollte er ihn finden, wenn er einmal hinter den schützenden Mauern Londons verschwunden war!

Klein Annie bekam ebenfalls einen Sippene geschenkt und wurde abgesetzt. Dann ritt der Detektiv in gestrecktem Galopp nach der Stadt zurück.

* * *

„Hier habe ich Briefe aus Schottland!“ meldete Harry seinem Meister, als dieser sich, kaum von seinem Ritt ein paar Stunden ausgeruht, zu einer Reise vorbereitete.

„Aha, du warst also auf dem Ball in der Marketstreet? Bist aber merkwürdig schnell wieder hier.“

„Weil Sam gar nicht dort war. Ich habe noch einmal Miriam zu Hilfe genommen; sie wußte es zu bewerkstelligen, daß die alte Sarah sie besuchte, und durch das geschwägige Weib erfuhr sie; daß Sam zu welchen Briefe aus Schottland bekäme.“

„Ich glaube, Sie sind nun nicht mehr weit vom Ziel, Mr. Holmes.“

„Ach, leider noch sehr weit. — Es handelt sich ja jetzt viel mehr um die Herbeischaffung von Lord Georges Leiche, als um die Bestrafung des Mörders. Daß Sam selbst den Toten fortgeschafft haben kann, wissen wir schon.“

Er muß also Helfer gehabt haben oder vielmehr Mr. Percy McKean, falls er der Uebeltäter ist, muß außer Sam noch mehr Leute in seinem Solde haben. Wo ist der schwarze Teufel jetzt?“

„Nicht aufzufinden, vielleicht im Begriffe abzureisen.“

„Gut, dann werde ich auf dem Wege zum Bahnhof noch versuchen, ihn oder die Alte zu überlisten. — Hast du alles für eine mehrtägige Reise bereit, Harry? Auch Waffen genug?“

„Alles ist eingepackt, die Waffen liegen dort auf dem Stuhl unter dem Mantel. Wann geht der Zug ab, Meister?“

„Um elf Uhr. Wir haben reichlich Zeit. Begib dich auf den Bahnhof und warte im Wartesaal auf mich. Sollte ich nicht kommen, so gehe vor das Bahnhofgebäude und sieh zu, ob du den kleinen Messengerboy siehst, den ich vielleicht heute noch in Bewegung sehen werde. Er soll auf alle Fälle nicht das Wartezimmer betreten, damit wir nichts Auffallendes tun. — Niemand in ganz London darf wissen, daß wir nach dem Leuchtturm von Baitrey unterwegs sind.“

„Sagen Sie mir, Mr. Holmes, woher Sie wissen, daß jener Sonderling gerade in diesem Leuchtturm lebt?“

„Weil es der einzige ist, der nicht mehr von Staatswegen benutzt und unterhalten wird, du scharfsinniger Jüngling. — Diese Anstalt habe ich wenigstens auf dem Küstenamt erhalten. Leuchttürme wachsen doch nicht wild in britischen Reiche, und die wenigen, die es gibt, die kennt man. — Ist Percy McKean nicht dort, wo wir hinfahren wollen, so ist er geflüchtet. Ich glaube aber, daß wir ihn in seinem Schlupfwinkel fassen und vielleicht auch zum Geständnis bringen werden.“

„Die Reise ist weit, Mr. Holmes. Wenn, wie Sie glauben, die Leiche Lord Dowers entführt und bis zu jenem Leuchtturm gebracht worden ist, so kann der betreffende Verbrecher nur wenig Vorsprung haben. Nur ungefähr zehn Stunden.“

„Ja, aber das ist immerhin genug, um früher als

wir an Ort und Stelle zu sein. Wir fahren über Aberdeen, wo wir zu Schiff steigen, nach der Insel Mainland, wo die Hauptstadt Lerwick der einzige bedeutende Ort ist. Von dort aus kommen wir in ein paar Stunden nach dem Fischerdorf, wo dieser Leuchtturm Baitrey steht, der nicht mehr im Gebrauch ist. — Wenn ich annehme, daß der Entführer sich vorgesehn und besonders schnelle Gelegenheiten benutzt hat, so kann er natürlich erheblich früher als wir dort sein. Die Hauptsache ist, daß jener McKean nichts davon ahnt, daß man ihn auf der Spur ist.“

Sherlock Holmes hatte noch nicht ausgesprochen, da klingelte die Glocke an seinem Telephon.

Herantretend vernahm er die Stimme des alten Marby.

„Hier Schloß Dowerhall. Ist Sherlock Holmes dort?“

„Ich bin selbst hier, Marby. Was ist los?“

„Die Lady läßt Sie dringend bitten, mit Ihrer Abreise noch zu warten, bis Sie sie gesprochen haben. Sie hat heute einen neuen Brief bekommen.“

„Mein Zug nach Aberdeen geht heute abend, Marby. Wenn ich den versäume, so verliere ich zwölf Stunden Zeit. Sagen Sie das der Lady sofort.“

„Mylady ist bereits im Automobil unterwegs zu Ihnen. Warten Sie in Ihrer Wohnung nur eine Stunde, dann ist sie bestimmt dort.“

„Nur eine Stunde!“ brummte der Detektiv, während er den Hörer anhängte, „als ob das nicht eine Ewigkeit bedeutet, wenn man es so eilig hat wie wir! Ich wette, daß dieser Aufenthalt uns Unheil bringt — was kommt es denn jetzt darauf an, ob die Lady noch einen Brief erhalten hat oder nicht.“

Aber höre, Harry, damit wir nicht ganz unnützlich hier Zeit verlieren, gehe du inzwischen noch einmal zu dem Neger hin. Ich habe zwar schon unsern kleinen Tommy beauftragt, ihn zu beobachten, doch wer weiß, ob der es zur Genüge tut. Komm dann zurück und gib mir Bericht; inzwischen wird ja wohl Lady Dower erscheinen.“

Harry eilte fort, und der Detektiv zündete sich seine Pfeife an, diesen alten Tröster, ohne den er unglücklich gewesen wäre.

Er mochte eine halbe Stunde still gesessen haben, als jemand schnell die Treppe hinaufstürmte, heftig pochte, und gleich darauf ein kleiner Messengerboy zu ihm hereinpolterte:

„Mr. Holmes, rasch, kommen Sie, Harry Tagon —“ Atemlos hielt er inne und suchte nach Worten.

Der Detektiv war schon aufgesprungen und schüttelte den Knaben.

„Junge, wirst du reden! Was ist mit Harry?“

„Sie haben ihn hereingeschleppt. — Der Neger

und die Alte. — Sie haben es gemerkt, daß er sie belauschte —“

„Komm mit!“ stieß Sherlock Holmes heraus.

Wie ein Blitz fuhr er die Treppe hinunter und aus dem Hause hinaus. Die nächste Droschke wurde angehalten.

„Kutscher, einen Shilling extra, wenn Sie schnell fahren!“

Zehn Minuten später hielt der Wagen vor der Tür von Sarahs Wohnung.

Alles war still, die Tür verschlossen, die Fenster verhängt. Es war, als ob niemand in dem kleinen Hause wohnte. Doch der Detektiv ließ sich nicht irren machen. Er klopfte; als dies nicht fruchtete, holte er seinen Universaldietrich hervor und schloß die Tür auf.

Totenstille auch drinnen.

„Nehmen Sie sich in acht, Mr. Holmes!“ rief der Knabe. „Sicher wird man Ihnen auflauern und Sie dann ebenso wie Harry überwältigen wollen.“

„Das wollen wir abwarten!“ knirschte Sherlock Holmes. „Laufe du bis zur Ecke und hole einen Policeman herbei, es steht rechts und auch links einer. Sage ihnen, sie sollten noch mehr Leute heranzapfen; wenn inzwischen die Tür verschlossen wird, soll sie aufgebrochen werden —“

Seine Worte verhallten im Innern des Hauses, das er durcheilte, um zunächst in den Zimmern nach Harry zu suchen.

Es war aber nichts von ihm zu sehen, auch von Sam und Sarah nicht.

Die Treppe zum Keller war nicht betreten worden, das sah man, denn eine dicke Staubschicht lag auf den Stufen; ebenso war auch Staub auf den Stufen zum Dachgeschoß zu sehen. — Nichts entging den Argusaugen des Suchenden, dessen Gedanken fieberhaft arbeiteten.

„Er ist sicher in der Wohnung“, murmelte er. „Wenn sie ihn fortgeschleppt hätten, würde es auf der Straße Aufsehen gemacht haben; ich fürchte, die schwarzen Bestien sind ihm ernstlich zu Leibe gegangen; dumm genug wäre das freilich, da sie doch wissen mußten, daß ich sofort nach meinem Gehilfen suchen würde!“

Jeden Schrank, jede Truhe riß er auf — seine Bewegungen waren schon nicht mehr von der gewohnten Ruhe und Sorgfalt, so sehr zitterten ihm die Glieder. Er liebte seinen Gehilfen ja wie einen Sohn, jedesmal, wenn er ihn in Gefahr wußte, regte er sich hundertmal mehr auf, als wenn die Gefahr ihm selbst galt; hier war irgend etwas Schlimmes geschehen!

Endlich, da er nichts fand und eben im Begriffe war, das Haus wieder zu verlassen, erkönten draußen schnelle Schritte, und Miriam erschien auf der Schwelle.

Als sie Sherlock Holmes sah, fuhr sie erbleichend zurück. Das böse Gewissen stand ihr auf der Stirn ge-

schrieben, und blitzschnell durchsuchte den Detektiv die Wahrheit: Sie hat uns verraten. Sie hat Sam einen Wink gegeben.

In demselben Augenblick hatte er sie bei den Handgelenken gepackt, riß sie in das Zimmer hinein und zwang sie auf die Knie nieder:

„Elende Verräterin!“ knirschte er. „Habe ich dich dafür bezahlt, daß du mir mein Werk verdirbst? — Gehe auf der Stelle oder du stirbst hier unter meinen Händen!“

Bei diesen Worten hatte er mit der Linken seinen Revolver gezogen und hielt ihn jetzt mit der Mündung vor das Gesicht der zitternden Negerin.

Zugleich wurden draußen die Schritte der heran-

nahenden Policeman laut, und Sherlock Holmes zückte: „Du bist gefangen und verloren, du falsches Geschöpf. Dort kommen die Policemen, die dich abführen, wenn du nicht sprichst — rasch, sage, wo Harry Taron ist!“

„Gnade! Gnade, Mr. Holmes!“ wimmerte Miriam. „Ich weiß nicht, wo er ist, ich schwöre es Ihnen! Ich kam ja selber her, um zu fragen, was denn geschehen sei —“

„Du hast sie gewarnt, Bestie! Du hast ihnen gesagt, daß ich hinter ihnen her bin.“

„Ich — ich wollte nichts sagen! Aber Sarah. — Sie kann zaubern! Sie kam am Nachmittag zu mir und sagte mir auf den Kopf zu, daß ich sie verraten hätte.“

„Und da hast du gesagt —“

Die Mündung des Revolvers presste sich eiskalt auf die schwarze Stirn. Ein Todeschrecken ergriff die Negerin; sie heulte auf, und schrie:

„Nicht sterben! Ich will nicht sterben! Ich meinte es gut, Mr. Holmes. Ich wollte Sie nicht verraten! Ich hasse Sam. — Ich habe ihn ausliefern wollen! Aber Sarah. — Sie hätte mich auf der Stelle getötet, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt hätte —“

„Wirst du endlich deutlicher sprechen!? Dein Sträuben ist umsonst — hier auf dieser Stelle stirbst du, wenn du jetzt lägst oder mir ein Wort verheimlichst. Wo sind die beiden hin? Wo ist Sarah und ihr saubere Sohn?“

„Ich denke fort. Mit der Eisenbahn! Wie soll ich das wissen? Als ich Sarah gesagt hatte, Sherlock Holmes weiß, daß dein Sohn den Lord erschossen hat, da schleuderte sie mich weg wie eine giftige Schlange, stürzte nach der Tür und war verschwunden!“

Der Detektiv schloß auf.

Alle seine Mühe war nun wahrscheinlich umsonst. — Wenn Sam gewarnt war, so benachrichtigte er auch seinen Auftraggeber, und dann schien jede Möglichkeit zu einer Klärung des Geheimnisses ausgeschlossen.

Die Tür wurde jetzt von draußen aufgestoßen, die

Policemen, geführt von Tommy, betreten das Zimmer.

„Was gibt es, Mr. Holmes?“ fragten sie. „Was wollen Sie mit der Schwarzen?“

„Sesselt sie!“ stieß der Detektiv heraus, indem er zurücktrat und sich den Schweiß von der Stirn wischte, den ihm nicht die Anstrengung, sondern die Angst um Harry auspreßte.

Miriam schrie, schlug um sich und ließ sich nur mit Mühe überwältigen. Dann aber, als sie gefesselt war, warf sie sich Sherlock Holmes zu Füßen und rief:

„Sagen Sie mir, daß ich wieder frei komme, und ich will Ihnen verraten, wo der Schlupfwinkel ist, in dem sich vielleicht die beiden verbergen!“

Verächtlich glitt sein Auge über ihr jetzt abstoßend häßliches, grauschwarzes Gesicht, das von Angst und Schrecken verzerrt war, hin.

„Du elende Kreatur!“ murmelte er. „Du belästigt mich ja doch von neuem! Denkst du wirklich, daß ich dir auch nur noch ein Wort glauben werde? Doch sprich immerhin. — Soviel will ich dir versprechen, daß ich, falls du die Wahrheit sprichst, für deine Freilassung sorgen werde.“

„Sie werden sehen, ich lüge nicht. Gehen Sie hin, steigen Sie in den Keller hinab —“

Ein rauhes Lachen unterbrach sie.

„In den Keller? Du solltest schlauer lügen, Dirne! Auf den Stufen zum Keller liegt hoher Staub.“

Doch jetzt antwortete auch ihm ein Lachen, das freilich eher verzweifelt klang:

„Mr. Holmes, Sie kennen nicht Sarahs Schliche. Ich sage Ihnen, sie sind im Keller oder mindestens sind sie durch den Keller entflohen. Wenn Mr. Tagon fort ist, so haben sie ihn in den Keller geschleppt. Ich weiß, daß dort unten ein Gang ist. — Er führt zu einem Chinesen, den Sam gut kennt.“

Jetzt plötzlich glaubte ihr Sherlock Holmes.

Es war ihm wohlbekannt, was die gelbe Kasse für unheimliche, unterirdische Kunststücke zuwege brachte. Die Polizei wußte, daß Opiumhöhlen und andere Schlupfwinkel sich unterhalb Londons befanden, doch sie wußte auch, daß es für europäische Augen so gut wie ausgeschlossen war, diese mauwurfsartigen Gänge zu entdecken. — Wenn Miriam die Wahrheit sprach, so mußte man sofort nachsehen — jede Minute konnte ja Harry den Tod bringen.

„Vorwärts!“ kommandierte er. „Wer hat eine Laterne?“

Bei diesen Worten ließ er schon seine eigene Taschenlaterne aufflammen und stieg zum Keller hinab.

Tommy, der keine elektrische Taschenlaterne hatte, holte sich aus der Küche einen Leuchter und stieg den Männern nach, die langsam und vorsichtig hinunterkamen.

Miriam hatte recht — schon auf den untersten Stufen sah man, daß der Staub auf den obersten nur künstlich hingebracht worden war. Unten waren die Spuren vieler Füße zu sehen, und zwar nackter Füße. — Mit Genugtuung bemerkte der Detektiv in der Eile, daß derselbe flache Tritt hier seine Spuren zurückgelassen hatte, wie im Garten des Stadthauses der Lady Dower.

Eine Tür mußte erbrochen werden, weiterhin noch eine, bis man an des Ende des Kellers gelangt war.

Hier war kein Fenster, keine Tür mehr zu sehen. Doch in einer Ecke unter Schutt und Gebälk konnte vielleicht doch ein Versteck sein — Sherlock Holmes kannte die Art dieser von Negern oder Chinesen bewohnten Wohnungen.

Er kitzelt mit Hast zu, drei von den Policemen folgten seinem Beispiel, und die Balken und das alte Gerümpel wichen ihren vereinten Anstrengungen.

Sherlock Holmes stieß einen Laut der Ueberraschung aus und wies auf eine Falltür, die sich den erstaunten Augen zeigte.

„Noch tiefer hinab!“ rief er aus. „Mich soll es nicht wundern, wenn wir hier bis zur Themse gelangen. Ich habe schon andere Wunderdinge in Londoner Kellern erlebt.“

Man hob die Falltür auf, ein schwarzes Loch gähnte den Beschauern entgegen. Zugleich aber erscholl auch etwas wie ein mattes Stöhnen aus der Tiefe heraus.

„Harry!“ rief Sherlock Holmes mit bebender Stimme hinab. „Harry, mein Junge, bist du da?“

Nichts als ein erneutes Stöhnen antwortete ihm.

„Küht her!“ befahl er. „Leuchtet hinab, so gut Ihr könnt, ich springe hinunter!“

Einer der Policemen hielt ihn am Rock fest.

„Halt, halt, Mr. Holmes, Sie wissen ja nicht, wie tief es ist. Wir müssen das anders machen. — Tommy, mein Junge, komm einmal her. Hast du Mut?“

„Mut?“ rief der kleine Messengerboy. „Ist der Satan da unten, Herr? Dann will ich mir sofort einmal ansehen, wie er aussieht — schnell, sagt, was soll ich?“

„Komm her, du kleines Großmaul! Ich halte dich hier an den Strick fest, den ich dir um den Leib schlinge. — Siehst du, so. Und nun lasse ich dich hinab. — Hier, nimm meine Laterne in die Hand, und sieh nach, wer da eigentlich so jämmerlich stöhnt.“

Tommy ergriff die Laterne und wurde hinuntergelassen. — Bald fühlte er Boden unter den Füßen, und seine helle Stimme erklang:

„All right, Gentlemen! Laßt los, damit ich weiter gehen kann — huuu! Pfui Teibel, das hätte ich nicht gedacht!“

„Was ist denn?“ rief Sherlock Holmes. „Was siehst du?“

„Den Satan zwar nicht, aber sicherlich seine Großmutter, Mr. Holmes. Hier liegt nicht Harry Tazon, sondern das alte Negerweib, Madam Sarah.“

Die Enttäuschung, welche Sherlock Holmes empfand, war so groß, daß er ganz bleich zurücktaumelte und eine Sekunde wie betäubt war. Dann aber sprach er so kühl und gelassen wie immer:

„Brav gesprochen, Tommy. Warte, wir wollen die schwarze Großmutter aus ihrer jedenfalls unbequemen Lage befreien.“

Er sprang hinab und ging gebückt bis zu der Stelle, wo der kleine Messengerboy mit einer Laterne der am Boden Liegenden ins Gesicht leuchtete, die regungslos und offenbar ohnmächtig dort ausgestreckt ruhte.

Es war in der Tat Sarah, die stöhnend und mit geschlossenen Augen hier lag. Sherlock Holmes neigte sich über sie und rief:

„Heda, Sarah, wacht einmal auf! Hier sind gute Freunde!“

Die Alte öffnete ein wenig die Augen, doch kein Blitz des Erkennens glomm in ihnen auf.

„Wo ist Sam?“ fragte der Detektiv, in der Hoffnung, daß der Name ihres geliebten Sohnes sie aufrütteln werde. In der Tat antwortete sie auch fallend:

„Sam, Sam soll nicht warten! — Lauf doch, Sam, — lauf! Sie sind hinter dir her!“

„Alha, sie spricht im Fieber“, murrte der Detektiv. „Nun, wir müssen sie immerhin heraufschaffen, schon Deshalb, damit wir weiterkönnen. Kommt herab, noch zwei von euch, hier ist eine schwere Kiste zu heben!“

Bei diesen Worten schlang er geschickt das mitgebrachte Seil um den plumpen Körper der Negerin. Die beiden Policemen zogen und zerrten sie bis unter die Falltür, und mühsam gelang es dann ihren vereinten Kräften, den gewichtigen Körper nach oben zu bekommen.

Sherlock Holmes eilte mit Tommy weiter, so schnell es in dem niedrigen Gange möglich war. Binnen kurzem stießen sie auf eine Mauer, die wie eine steile Felswand vor ihnen auftauchte.

„Na!“ rief Tommy, „das ist doch sicherlich wieder nichts als eine Theatermauer! Wollen doch sehen — Er sprach nicht weiter, denn in diesem Augenblick stürzte mit furchtbarem Gepolter die Mauer zusammen. — Zum Glück nach außen.“

Eine Wolke von Staub und Mörtel erstickte fast die Andringenden, aber zugleich wehte ein frischer Luftzug herein, der einen Geruch wie von Wasser herbeibrachte.

„Wir müssen an der Themse sein!“ rief Sherlock Holmes. „Jetzt heißt es, vorsichtig weitergehen!“

Die drei Männer, die Sarahs Körper nur niedergelegt hatten und dann dem Detektiv nachgeeißt waren, gingen Schritt für Schritt vor. — Es war klar, daß man dicht am Wasser war — aber wo?“

In der Ferne sah man jetzt ein winziges Licht aufleuchten, und zwar hatte es einen dunkelblauen Schein.

Sherlock Holmes hielt plötzlich die Policemen zurück.

„Hört, dies eigentümliche Licht ist genau daselbe, wie es in der Straßenlaterne vor dem Lokal in der Marktestreet verwendet wird! Ich glaube, es ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, daß wir von hier in den ‚Blauen Raben‘ hineingelangen. — Wenn das der Fall ist, so dürfen wir hier nicht weitergehen, außer, wenn wir den Wirt überwältigen können. — Habt ihr alle geladene Revolver bei der Hand?“

„Ja, das haben wir!“ erklang es im Chor.

„Aber ich nicht!“ rief eine klägliche Stimme. Es war Tommy, der sich offenbar zurückgesetzt fühlte, daß er als einziger Unbewaffneter hier im Hintergrunde bleiben sollte.

„Komm her!“ rief Sherlock Holmes. „Du hast eine Belohnung verdient, mein Junge, und du sollst sie haben. — Hier nimm meinen zweiten Revolver. Schieße aber nicht eher ab, als bis ich es sage. Und wenn du es vermeiden kannst, so schieße mich dann nicht in den Rücken, bitte.“

Sie schlichen weiter wie Indianer auf dem Kriegspfad, und bald sah man eine kleine, enge Treppe, roh aus Steinen und Erdreich gebildet, an deren Fuß jene blaue, kleine Laterne brannte.

„Wie fürsorglich von dem chinesischen Wirt!“ spottete Sherlock Holmes. „Er hat darauf Rücksicht genommen, daß seine heimlichen Gäste nicht zu stolpern brauchen, wenn sie zu ihm kommen. — Nun, vielleicht überraschen wir die Herrschaften beim Opium, mir soll es recht sein!“

Die Treppe führte zunächst ebenfalls in einen Keller. Dieser war aber nicht nur mit Gerümpel, sondern mit Heuhaufen und allerlei Bretterverschlägen ausgestattet, so daß man sah, hier „wohnten“ bei Gelegenheit Leute, die kein richtiges Bett bezahlen konnten und auch wohl Grund hatten, sich unter der Erde zu verbergen.

Sherlock Holmes blickte fortwährend um sich — würde er denn noch immer keine Spur von Harry entdecken?

Endlich kam die Treppe, welche in die oberen Räume emporführen mußte, und hier hörte man von neuem ein Stöhnen wie vorher, bei dessen Klang jedoch Sherlock Holmes stillstand.

„Das ist Harry!“ flüsterte er. „Bei Gott, ich habe seine Stimme erkannt! Seht euch vor — das geringste Geräusch kann uns jetzt vorzeitig verraten.“

Das leise Stöhnen kam von rechts her. — Hier war eine roh aus Brettern zusammengeschlagene Tür zu sehen, welche aber mit einem Vorlegeschloß abgeschlossen war.

„Leuchtet!“ befahl der Detektiv. — Eine Laterne

bligte auf, und mit unglaublich geschickten, schnellen Handgriffen hatte er im Nu das Schloß geöffnet.

Die Tür ging auf — der Lichtstrahl fiel in eine elende Nische im feuchten, schwarzen Gemäuer.

„Meister!“ erscholl eine schwache, kaum hörbare Stimme. „Ich wußte ja, daß Sie kommen würden!“

Es war in der Tat Harry Taxon, der gefesselt, an Händen und Füßen mit Stricken eingeschnürt, hier lag und sein todblaßes Antlitz mit einem schwachen Lächeln zu seinem Retter erhob.

„Junge, mein Junge!“ murmelte tief bewegt Sherlock Holmes. „Was haben sie mit dir gemacht? Bist du verwundet?“

„Nein, sie hatten keine Zeit, mich noch zu verwunden! Waren froh, daß sie mich gebunden hatten! — Machen Sie die Stricke los, Meister, und dann kann ich Ihnen sagen, wohin die Bande sich geschlachtet hat.“

Mit zwei Schnittten waren die Stricke gelöst, und Harry versuchte seine steifen und wie geklähnten Glieder zu regen.

Er wollte sich erheben, doch das gelang ihm noch nicht.

„Bleib bei ihm, ihr zwei Mann!“ befahl Sherlock Holmes. „Es genügt, wenn ich mit dem einen und Tommy weitergehe. — Warte hier auf mich, Harry, ich komme zurück.“

„Es ist unnötig, daß Sie weitergehen, Mr. Holmes. Sam ist nicht dort oben im Lokal. Er ist mit dem Neun-uhzuges nach der Westküste gefahren, um morgen in Dublin zu sein.“

„In Dublin? Aber was zum Teufel will er denn in Irland? Ich denke, sein Auftraggeber befindet sich auf den Shetlandsinseln?“

„Ein wahrer Segen, Mr. Holmes, daß wir heute nicht dorthin abgereist sind! Wir hätten die ganze weite Reise umsonst gemacht. Der verdammte Neger, der natürlich dachte, hier hätte er mich für alle Ewigkeit sicher verkauft, und ich würde binnen wenigen Tagen verhungert sein — er sagte zu seiner Mutter in meiner Gegenwart höhnisch, es sollte ihm freuen, wenn Sie, Mr. Holmes, nach den Shetlandsinseln verduften würden. Ihn habe sein „Master“ telegraphiert, daß er ihn in Dublin erwarte.“

„Schwerenot! Das nenne ich Glück bei allem Unglück. Und Sam ist also nach Dublin gereist?“

„Sicher! Er meinte, dort würde inzwischen der Schatz ja wohl sicher angekommen sein. Daß er mit dem Schatz nichts anderes meinte als die Leiche, das ist sicher! — Sarah sagte sogar mit dünnen Worten, daß der Master für den toten Mann noch extra werde zahlen müssen, weil Bribri nicht billig sei.“

„Was? Bribri hat sie gesagt? Hast du den Namen deutlich gehört?“

„Sehr deutlich. Ich dachte, das sei nur albernes Neger-Englisch. Hat denn dieser dumme Name eine Bedeutung?“

Sherlock Holmes legte die Hand auf die Schulter seines wiedererfundnen Gehülfen.

„Die Bedeutung“, sagte er, „ist die, daß Bribri in Wirklichkeit einfach ‚Brie‘ heißt. Unter den Verbrechern gibt es ja immer Spitznamen, deren Sinn niemand so leicht kennt. — Dieser Kerl, von dem sie gesprochen haben, ist einer der verwegenssten Banditen von London. — Außerdem trägt er in der Tat den Bart so, wie es mir die Kinder heute früh beschrieben haben. Wir sind also ganz auf der richtigen Fährte, und morgen früh werden wir auf der grünen Insel landen.“

Harry Taxon hatte sich während dieser Rede soweit erholt, daß er stehen und sogar ein wenig gehen konnte.

So wurde der Rückzug angetreten, ohne daß für heute abend die Opiumphölle in der Marktstreet polizeilichen Besuch erhielt.

„Das machen wir morgen ohne Sie ab, Mr. Holmes“, sagte der eine der Policemen. „Es ist ja recht schön, daß wir heute diese Maulwurfsgänge entdeckt haben. — Morgen heben wir das ganze Nest aus, und dann hat London einen Verbrecherschlupfwinkel weniger.“

Schweigend geleitete Sherlock Holmes seinen Gehülfen den langen Weg wieder zurück. Harry aber, dessen Kräfte unglaublich schnell zurückkehrten, mußte berichten.

„Es ging alles rasend schnell“, erzählte er. „Miriam hatte der alten, schlauen Sarah verraten, was wir wußten, und nun, als sie mich vor dem Hause sahen, wußten sie natürlich, daß wir ihnen sehr dicht auf den Fersen waren. — Sie schossen, als die Straße gerade menschenleer war, aus dem Hause heraus und hatten mich drinnen, bevor ich mich versah. — Tommy, der so schmal und klein hinter einem Mauervorsprung kauerte, hatten sie freilich übersehen. Nun — im Handumdrehen war ich gefesselt und die verfluchte Kellertreppe hinabgeschleift. Die Alte pustete mit einem Küchenblasenbalg den Staub, der ja reichlich überall vorhanden war, über die Stufen, und dann ging es hinab, immer hinab — ich dachte wahrhaftig manchmal, wir würden in der Hölle selbst landen! Und dort ganz unten verstauchte sich die Alte den Fuß und konnte nicht mehr weiter; aber sie bestand darauf, daß Sam mit mir, den er wie einen Kettenhund hinter sich herzog, weiterging. — Der schwarze Satan stieß dann einen Pfiff aus, der ihm von der blauen Laterne her Helfer herbeizog, und so gelang es den Schufsen, mich in jene Nische zu sperren, wo ich, wie sie deutlich sagten, ‚verreckt‘ sollte.“

„Armer Kerl!“ murmelte Sherlock Holmes.

„O, Meister, es war nicht so ganz furchterlich, weil ich die ganze Zeit den Gedanken nicht loswerden konnte,

daß Sie irgendwie zur rechten Zeit auftauchen und mich retten würden. — Ich habe ja auch richtig ‚geahnt!‘

„Nun, was das betrifft, so verlasse dich lieber künftighin nicht zu sehr auf Ahnungen, es gibt im Grunde nichts Ergrößerndes als diese. Doch genug jetzt. Hier sind wir wieder an dem Schacht angelangt, wo wir die alte Sarah fanden.“

Man kletterte hinauf und sah, daß oben die Negerin — nicht mehr vorhanden war.

„Dammed!“ rief der Policeman, „ich habe sie doch mit meinen eigenen Armen hier hingelegt. Und das alte Weib, matt wie eine Fliege, die in die Buttermilch gefallen ist, sah so krank aus — wie war es möglich, daß sie sich erheben und fortgehen konnte?“

„Darüber brauchen wir uns jetzt nicht den Kopf zu zerbrechen — daß sie fort ist, bedeutet nichts Gutes“, erwiderte Sherlock Holmes. „Ich wette, daß wir noch irgendeinen Inschlag erleben werden.“

Sie wanderten weiter, gelangten zu dem verbotenen Eingang unter dem Gerümpel und befanden sich nun in den regulären Kellern.

Die Treppe zur Wohnung war frei, von oben fiel Tageslicht herein.

Gerade war der Detektiv im Begriff, allen voran, hinaufzusteigen, als ihn jemand zurückriß.

In demselben Augenblick brachte ein Schuß. — Die Kugel schlug in die Wand neben Sherlock Holmes.

„Ich sah den Revolverlauf!“ rief Conmy, der soeben soviel Geistesgegenwart gezeigt hatte. „Dort hinter der Tür bligte er auf — die Alte muß dort lauern.“

Zornentbrannt stürmte nun Sherlock Holmes hinauf. — Sollte er sich vor der Waffe eines alten Negerweibes fürchten?“

Er riß die Tür zur Seite — doch nichts war zu sehen. Sarah mußte die Kriegsgewandtheit ihres heimatischen Stammes haben, daß sie sich so unglaublich schnell flüchten konnte.

Aber diesmal gelangte sie nicht weit genug, um ihrer Strafe zu entgehen. — Sherlock Holmes war mit zwei Sägen in dem Wohnzimmer, wo er Miriam gefesselt gelassen hatte. — Ein Policeman war dort als Wache zurückgeblieben, und diese Vorsicht erwies sich jetzt als sehr nötig.

Der Mann stand vor Miriam, die sich der Tür zu nähern versuchte, unterstützt von Sarah.

„Fort!“ kreischte die Alte. „Sie kommen — du Polizeihund, du sollst mich nicht in meinem eigenen Hause —“

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn zwei eiserne Säuste packten sie und warfen die gewichtige Gestalt zur Erde nieder.

„Du nichtsmüthiger Satan!“ rief der Detektiv, indem er mit der ihm eigenen Gewandtheit die Negerin

fesselte. „Du hast vorher vorbeigeschossen. Du hast genug geleistet für einen Tag. Es ist Zeit, dich unschädlich zu machen.“

Sarah heulte laut wie ein Tier, da sie vergebens sich zu wehren suchte.

„Ihr habt kein Recht!“ schrie sie immer wieder dazwischen. „Dies ist mein Haus. — Ihr habt kein Recht, hier einzudringen, und ich habe kein Unrecht begangen —“

„Das kommt auf die Auffassung an!“ erklärte der Detektiv gelassen. „Sträube dich nicht länger, würdige Großmama, sondern folge uns jetzt zur Wache. Du, Miriam, hast zwar kein besseres Schicksal verdient, aber ich will dir beweisen, daß ein Weiser sein Wort besser hält als ein Narr. — Du kannst frei nach Hause gehen, da du mich wenigstens mit dem Keller nicht belogen hast.“

Miriam traute ihren Ohren nicht.

Die Stricke wurden ihr abgenommen, und die Tür für sie geöffnet.

Während sie in weiten, komischen Sätzen davonstürzte, packten die Beamten Sarah, nahmen sie in ihre Mitte und führten sie so als Gefangene mit sich fort.

7. Kapitel.

Ein unpersonlicher Feind.

Brausend schlugen die Wogen an den Leuchtturm von Poolbeg, der sich im Lukenhafen der irischen Hauptstadt Dublin erhebt und von dem sich nördlich und südlich ungeheuer lange, massive Steindämme von mehreren Kilometern Länge bis zu den inneren Häfen erstrecken.

Hier brannte das Licht, das die Schiffe draußen vor der engen Hafeneinfahrt warnte, und hier saßen ernste Männer, die Leuchtturmwächter, und blickten hinaus in die grüne ferne der schäumenden Wasserrüste.

„Merkwürdig“, sagte der eine von ihnen, „ich hätte nie gedacht, daß ich Percy McLean wiedersehen würde. Als er neulich hier auftauchte, glaubte ich zuerst einen Geist zu sehen.“

„Viel anders sah er ja auch nicht aus“, erwiderte der andere. „McLean muß ein bißchen verrückt sein, weißt du.“

„Nicht ein bißchen, sondern ganz ordentlich“, brummte sein Gegenüber. „Hat man jemals so etwas von Spleen gehört — will nirgendes anders mehr wohnen als in einem Leuchtturm und kommt von den Shetlandinseln hierher, weil er gehört hat, daß es in Irland ebenjogut einen Leuchtturm gibt wie anderswo. Er hat ihn für ein Butterbrot angekauft und wohnt jetzt da, genau so, wie er seit Jahren dort oben im Norden wohnte.“

„Das Dorf ist ja nicht weit von dem alten Turm“, murrette der zweite Wächter. „Er kann ganz gut Fische

und Brot zu essen bekommen, und mehr braucht er eigentlich nicht. Hast du bemerkt, wie wortkarg er war? Ich glaube, mit seinen Büchern und seinen Briefen ist der Mann so zufrieden, daß er überhaupt keine Menschen mehr braucht.“

„hm — mein Geschmac wär's nicht. Ich werde den Posten hier bald genug wieder aufgeben; man kommt auf allerlei Gedanken, wenn man den ganzen Tag bloß die Möven schreien hört und Schiffe vorbeifahren sieht.“

Das Gespräch der beiden Männer drehte sich um jenen Sonderling, welchen Lady Dower für den Mörder ihres Sohnes hielt.

Wenn man von dem Poolbeg-Leuchtturm scharf auslugte, konnte man den alten Leuchtturm sehen, der früher im Dienste war, als die großen Hafenanlagen noch nicht gebaut waren. —

Gerade, während die Männer im neuen Leuchtturm sich über McClean unterhielten, saß dieser über ein Buch gebückt in seinem hohen Gemach und schien zu lesen.

Freilich schien es nur so. — Die eingesunkenen Augen des alten Mannes bewegten sich nicht, sie sahen auch kaum die gedruckten Buchstaben, sondern schauten wohl hinein in das Innere dieser seltsamen Menschenseele, die durch ein Jugenderlebnis für immer verwüstet worden war.

Es war eine hochgewachsene, knochige Gestalt, auf der ein mächtiger Kopf mit einem wirren Barte saß.

Hager wie Gesicht und Gestalt waren auch die langen Hände, die mit gespreizten Fingern auf dem Buche ruhten.

Ueber der ganzen Erscheinung lag ein Zug von Härte und Grausamkeit.

McClean hatte manches Goldstück dafür ausgegeben, daß seine Spione ihn auf dem laufenden über Lady Dower erhielten, und er hatte große Summen dafür bezahlt, daß immer das gleiche Schweigen innegehalten wurde über die Absender der quälenden Briefe.

Jetzt erhob sich der Mann, der lange nicht so alt war, wie er ausah, und trat an das Fenster, von dem aus er hinunter blicken konnte; auch von hier aus schon sah man, wenn ein Boot sich dem Leuchtturm näherte.

„Er wird sich geirrt haben“, murmelte Percy, „dieser schwarze Kerl sieht Gespensfer vor lauter Angst. Ich bin überzeugt, daß niemand die Wahrheit ahnt, niemand bis auf die eine, die sie ahnen und vor Jammer darum vergehen soll, bis sie ins Grab sinkt!“

Ein fanatischer Ausdruck von Haß verzerrte seine Züge, die zuweilen ganz den eines Wahnsinnigen zeigten.

Er ging an einen Koffer, der in der Ecke des runden Gemaches stand, und öffnete ihn.

Noch wohnte er erst wenige Tage hier, und seine Umgebung war nichts weniger als behaglich. Doch Percy McClean mit all seinem Gelde merkte es kaum, ob er sich in dürftiger oder reicher Umgebung befand; er lebte

nur in seiner wirren Gedankenwelt, und Aeuferes war ihm gleichgültig.

Er wählte in dem Koffer, dessen Inhalt unordentlich durcheinander geworfen war, und holte dann aus dem Grunde ein Bild hervor, in dessen Betrachtung er sich vertiefte.

Es stellte eine junge, sehr schöne Dame vor, deren Kleidung eine vergangene Mode verriet. — Es war Lady Dower als junges Mädchen.

Percy McClean's Züge verzogen sich zu einer Grimasse des Hasses.

„Hast du es nun gespürt, mein schönes Schächchen?“ grinste er. „Weißt du nun, wie es tut, wenn einem das Herz im Leibe bricht? Haha, du hast bloß einen Sohn verloren, aber ich verlor dich und mich ein ganzes Leben. Durch dich, durch deine Schuld! Haha, wie du da lächelst, wie deine Augen strahlen, als wolltest du mir noch einmal die Lüge sagen, die du tausendmal ausgesprochen hast! Die Lüge, daß du mich liebst. Ja, wohl, das nannest du Liebe, du falsches Geschöpf. Und konntest doch nicht warten, bis ich heimkehrte, mußttest den andern nehmen, den Lord mit dem vielen Gelde!“

Das scharfe Ohr des Einsamen unterschied in diesem Moment den Klang von Rudern unten. Er sprang auf, steckte das Bild wieder fort und sah aus dem Fenster.

Es näherte sich ein Boot, in welchem ein Neger saß, neben ihm ein untersehter Mann.

„Was wollen die Schufte noch hier?“ murmelte McClean stürrunzelnd. „Sie sind bezahlt. Ich will nichts mehr mit ihnen zu tun haben!“

Das Boot legte indeffen unten an, und die alte, rostige Türlocke ertönte.

Müthnütig ging der Einsiedler hinaus und stieg die Wendeltreppe hinab.

Gleich darauf öffnete er die Tür des Turmes und blickte hinaus:

„Was soll's?“ rief er barsch. „Ich will nicht mehr gestört werden!“

Sam und Brie stiegen indeffen ruhig aus und kamen an die Tür:

„Macht nur weiter auf, Master“, sprach Sam. „Wir haben Euch Wichtiges zu melden.“

„Wenn ihr mir noch einmal von eurem dummen Detektiv etwas erzählen wollt —“

„Es ist kein dummer Detektiv, Mr. McClean!“ rief Bribri, „es ist wirklich besser, Sie hörten uns ruhig an. Wir sind nur um Ihre Willen schnell noch einmal hergekommen, obgleich uns selbst das Wasser sozusagen bis an den Hals steht!“

„Aha! Aus lauter Freundschaft und Liebe seid ihr also gekommen, nicht wahr?“ höhnte Percy. „Ich kann

mir's denken. Doch, da ihr einmal hier seid, so kommt herauf. — Was gibt es?"

Die Drei standen sich jetzt in dem Turmgemach gegenüber, und jeder fühlte vom andern, wie er ihm mißtraute; — Sam indessen nahm mit gut gespielter Unbefangenheit das Wort:

„Sie haben mir nicht glauben wollen, daß Sherlock Holmes alles weiß, Master. — Nun, er ist bereits auf dem Wege hierher, und heute abend oder morgen früh wird er Ihnen sicherlich einen Besuch abstatten.“

„Dann werde ich ihn nicht einlassen!“ rief trotzig McClean.

„Sie werden wohl müssen, Herr“, sprach Brie. „Dieser Detektiv kommt nicht ohne behördliche Unterstützung. Sobald er der Regierung in Dublin mitteilt, welche Anklage er gegen Sie hat, wird man ihm gestatten, bei Ihnen einzudringen, wenn nicht anders, dann mit Gewalt.“

„Was wollt ihr also von mir?“

„Wir wollten Ihnen einen Vorschlag machen.“

Geben Sie uns die Fracht wieder mit, die wir Ihnen herbrachten, dann sind Sie an der Sache los, niemand kann Ihnen beweisen, daß Sie an dem Tode und dem Leichenraub beteiligt sind —“

„Ihr glaubt, ich gebe die Leiche heraus? Niemals, sage ich euch! Ich habe nicht ein ganzes Leben lang darauf gewartet, um jetzt wieder herzugeben, was mich freut.“

Sam und Brie blickten sich bedeutungsvoll an. — Offenbar war der Master wahrhaftig. War es zu glauben, daß es ihn freute, eine Leiche im Leuchtturm beherbergen zu können?

„Seien Sie doch vernünftig“, redete Brie ihm zu. „Sehen Sie, ich konnte die Leiche in einer Kiste hererschaffen, niemand schöpfte Verdacht, und niemand fragte danach, was ich Ihnen wohl in der Kiste bringen mochte. Aber nur noch wenige Tage, und die Leiche würde in Verwesung übergehen —“

Ein scharriges Lachen brach von Percys dünnen Lippen.

„O nein“, rief er aus. „Ich habe einen so schönen Sarg, ein so festes Grab. Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich durch die Leiche jemals belästigt werden würde. Niemand geht das etwas an, und niemand soll das Nähere erfahren. — Wenn ich euch den Toten wieder mitgeben würde, ich weiß, ihr würdet nur ein neues Geschäft damit machen.“

Durchdringend ruhten seine Augen auf den beiden abgeseimten Lumpen, und Sam stotterte:

„Was meinen Sie, Master? Wir wollten Sie nur warnen —“

„Nein!“ donnerte McClean, „Ihr wollt die Leiche hoben; ich sollte euch aufs Neue bezahlen dafür, und

dann wollt ihr wiederum die Leiche an die Lady zurückverkaufen, die eine hohe Belohnung auf die Wiederschaffung ausgesetzt hat.“

Brie steckte eine beleidigte Miene auf und wandte sich der Tür zu:

„Komm, Sam“, sagte er, „wenn der Herr eine solche Meinung von uns hat, dann wollen wir ihn nicht weiter belästigen.“

„Daran werdet ihr sehr gut tun! Marsch, fort mit euch. Ihr seid mehr als reichlich entlohnt worden, und ich will nie wieder eure Galgenvogelgesichter sehen.“

Die beiden Halunken verließen den Leuchtturm und stiegen unverrückter Dinge wieder in ihr Boot.

Hätte Percy McClean Bribis Gesichtsausdruck sehen können, er hätte sich doch vielleicht noch besonnen, ehe er sie so rauh anließ.

„Der wird es bereuen“, murmelte auch Sam, der nicht hinter seinem Genossen an tüchtiger Gesinnung zurückstand. „Er soll sehen. Morgen hat er Sherlock Holmes auf dem Halse, und das will heißen, daß sein Spiel verloren ist.“

In Dublin angelangt, ließ sich Brie vor allem seinen auffallenden Bart abnehmen. Auch sonst versuchte er, seine äußere Erscheinung so zu verändern, daß ihn selbst Sherlock Holmes' scharfes Auge nicht wiedererkennen sollte.

Sam war natürlich bei einem etwaigen Wiedersehen ausgeschlossen, denn seine Farbe konnte er nicht hinwegwaschen, und deshalb blieb er in dem unscheinbaren Gasthof vor dem Tore, wo er flugerweise abgestiegen war. — — —

Unterdessen kreuzte der Schnelldampfer die See, der Sherlock Holmes und Harry Tagan nach dem grünen Irland brachte.

Der Detektiv hatte gestern abend noch den Besuch der Lady erhalten, die ihm mit schneeblichem versteinertem Antlitz einen neuen Brief überreichte, den sie am Nachmittag erhalten hatte.

Diesmal trug der Brief die ursprüngliche Handschrift Percys McCleans und lautete in scheinbar höflicher Form:

„In Erinnerung an die gemeinsam verlebte Jugendzeit erlaube ich der Unterzeichneten, sein tiefstes Beileid auszusprechen für den unerwarteten und unersehlichen Verlust, den Lady Dower erlitten hat. Die beifolgenden Blumen bitten er am Grabe des Verstorbenen für ihn niederlegen zu wollen und zuweisen in Freundschaft zu gedenken an

Percy McClean.“

Kopfschüttelnd las Sherlock Holmes diese Zeilen, die Lady Dower in so unbeschreibliche Aufregung versetzten.

„Dieser Hohn!“ stöhnte sie. „Jedes Wort ist ein

Schlag auf meine offenen Wunden, und die Absicht, mich vor Schmerz vielleicht in den Wahnsinn zu treiben, liegt ja klar zutage."

„Wo kam der Brief her? War er abgestempelt?"

„Nein, ein Bote aus einem Londoner Blumengeschäft brachte ihn mit den Blumen, die ich sofort hinauswerfen ließ, und sagte, daß ein Herr, nach dessen Beschreibung es wohl McLean gewesen sein kann, den Brief selbst abgegeben habe."

„Dann war er also gestern in London? Das kann ich mir nicht denken, es wird irgendeiner seiner Vertrauten diesen niederträchtigen Auftrag von ihm ausgeführt haben. Inzwischen habe ich nämlich erfahren, Mylady, daß der Herr seinen Aufenthaltsort auf den Shetlandinseln verlassen hat und nach Irland gegangen ist. Noch heute nacht reise ich nach Dublin, um dort seine Spur zu suchen."

„Aber mein Sohn", flugte die Lady. „Die sterblichen Ueberreste meines armen George, soll ich sie nicht zurückbekommen? Ich kann ja nicht sterben, bis ich weiß, wo seine Gebeine ruhen."

Es war entsetzlich, die beraubte Mutter anzusehen, die so nur noch um die Gebeine ihres Kindes klagte, die nichts mehr im Leben zurückzuhalten schien, als nur der Wunsch, diese noch in der Gruft seiner Väter zu bestatten, um ihm dann ins Jenseits zu folgen.

„Ich bin an der Arbeit, Mylady", sprach Sherlock Holmes. „Ich glaube, daß es mir gelingen wird, Ihren Wunsch zu erfüllen. Lassen Sie mir nur wenige Tage Zeit, und bleiben Sie ruhig in Powerhall. Ich glaube, daß wir Ihren unglücklichen Sohn noch dort beisehen können — zunächst muß ich nur Percy McLean gesehen haben, um weiter zu kommen."

Dieses Gespräch hatte den Detektiv noch ernster und schweigamer gestimmt als sonst, und während der langen Reise hatte er kaum ein Wort mit seinem Gehilfen gewechselt.

In Dublin angekommen, fuhr Sherlock Holmes zunächst auf die Polizeihauptstation, wo er sich bereits telegraphisch angemeldet hatte.

Man empfing ihn sehr zuvorkommend:

„Wir glauben, daß der Sonderling, den Sie suchen, gefunden ist", erklärte ihm ein Kommissar, der ihm gegenüberlag. „Es hat nämlich vor wenigen Tagen jemand den alten, außer Dienst gesetzten Leuchtturm gekauft. Dies wird Ihr Mann sein, denke ich. Er scheint ein sonderbarer Liebhaber für Leuchttürme zu sein."

„Dachte ich mir es doch", nickte Sherlock Holmes, „daß er in Irland ist. — Viel wichtiger aber erscheint es mir, ob er mit einem Neger verkehrt hat, der erst heute früh hier angekommen sein kann?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mr. Holmes. Sobald wir Ihre Depesche erhielten, haben wir das

alte Gemäuer vom neuen Leuchtturm aus beobachten lassen, weil es nur so unauffällig geschehen konnte. Es ist aber seit dem späten Nachmittag niemand dorthin gefahren."

„Wohl, jetzt ist es schon dunkel. Ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich meinen Besuch auch erst morgen früh dort mache. Aber die Nacht hindurch muß ich gleichwohl den Turm im Auge behalten. Kann ich zu diesem Zwecke nach dem neuen Leuchtturm fahren, um von dort mit einem Fernrohr meine Beobachtungen zu machen?"

„Gern wollen wir Ihnen die Ermächtigung hierzu von der Hafenbehörde besorgen." — —

So begab sich denn Sherlock Holmes in das Leuchthaus, mit einem Fernrohr bewaffnet.

Harry Tagon war in der Stadt geblieben und hielt auf eigene Faust Umfchau. Was er erforschen wollte, sagte er niemand, indessen hatte er seine ganz besonderen Absichten.

8. Kapitel.

Eine graufige Nacht.

Tiefe Nacht war über Stadt und Meer herabgesunken.

Zwar stieg der Mond am Himmel empor, doch zogen düstere Wolken am Firmament hin, und ein scharfer Wind hatte sich erhoben, der die Wagen hoch aufspritzen ließ und den Schiffen, die ausgelaufen waren, schwere Fahrt weisagte.

Das Gemäuer des alten Leuchtturms ragte finster und drohend aus den schäumenden Wassern hoch und bildete einen eigentümlichen Kontrast zu der strahlenden Helle, die seine riesige Laterne ausströmte.

Von drüben aus dem neuen Leuchthause konnte man sehen, wie sich ein Licht ruhelos im Turm hin und her bewegte — offenbar wanderte der Sonderling dort von einem Raum zum andern.

Jetzt schwebte der Schein die Treppe hinab; diese hatte winzige, schräge Fenster, und man konnte genau beobachten, wie ein langsamer, vorsichtiger Schritt sich abwärts bewegte.

Endlich verschwand der Schimmer unterhalb des Einganges.

„Er geht in den Keller", murmelte Sherlock Holmes. „Es ist, wie ich dachte. Dieser unheimliche Mensch wird die Leiche bei sich beherbergen und sich an seiner endlich gekühlten Nache berauschen." — —

Das Licht, das so tief unten erlosch, glitzerte nicht in der Hand des einsamen Mannes, dessen Augen wie glühende Kohlen leuchteten.

„Endlich, endlich", murmelte Percy McLean, wäh-

rend er immer tiefer hinabstieg. „Ha, es hat lange gedauert, bis ich mir diesen Triumph habe gönnen können. Jahr für Jahr, dreißigwanzig lange Jahre hindurch habe ich gewartet, immer auf den Moment gehofft, der mir nun endlich zuteil wurde. — Ah! Warum konnte ich nicht dabei sein, wie Mary die Nachricht erhielt! Warum konnte ich mich nicht erlauben an dem Anblick, den sie in diesem Augenblick geboten haben muß. Das habe ich mir versagen müssen, und das tut mir leid.“

Aber immerhin. — Ich schwelge nun. Schwelge alle Tage und alle Nächte in der Vergeltung, die ich übe, und die mir Labfal ist — hahaha!“

Sein Lachen klang schrill an den Steinwänden wider, und doch war dieser Mann nicht wahnsinnig, war sein Geist nicht ganz verdunkelt.

Er hatte tief zu steigen, bis er in dem Gewölbe anlangte, das unterhalb des Meerespiegels vom Fundament gebildet wurde, auf welchem der Leuchtturm ruht.

Hier unten, mitten in dem nur kleinen Raum stand eine Steinlücke, ein seltsames Ding, das vor mehr als hundert Jahren zur Aufbewahrung von Lebensmitteln gedient haben mochte, die hier unten vor dem Verderben geschützt werden sollten. Eine dünnere Steinplatte bedeckte diese Kiste.

Jetzt stellte McClean seine Lampe auf einen Mauerspross und rückte die Platte zur Seite.

Es war schwere Arbeit, und noch schwerer mußte es gewesen sein, sie gestern das erstemal hier herauf zu bringen; doch es war gelungen, denn in Percys ausgedörrtem Körper steckten Niesenkräfte, und auch in diesem Augenblick vermochte der Einsiedler den Stein ohne viel Mühe so weit zurückzuschieben, daß er den Inhalt sehen konnte.

Es war in der Tat der tote George Dower, der hier lag.

Doch keine Verwesungszeichen waren an dem jungen schönen Anblick zu bemerken.

Percy nickte grimmig vor sich hin:

„Ich wußte es wohl!“, murmelte er. „Mit meinem Mittel wird sich die Leiche viele Monate unverändert halten. Ich kam mir jeden Tag und jede Nacht Marys Züge ansehen, wenn ich will. — Marys Züge!“

Er hatte recht. Dieses regelmäßige Jünglingsantlitz war Zug für Zug Lady Dower; nur die Augen, die jetzt geschlossen waren, hatten im Leben eine andere Farbe gehabt.

Er kauerte neben dem Steinsarge nieder und stierte den Toten an.

Wie lange er so verhartet hatte, wußte er nicht, er fuhr nur plötzlich in die Höhe, weil er lauter als bisher die Brandung gegen den Steinwall draußen toben hörte.

Oder was das nicht nur die Brandung? War es ein Boot, das sich in diesem Wetter hergewagt hatte?

McClean ließ die Lampe stehen und stieg im Dunkeln die Treppe empor. Furcht kannte er nicht und Grauen auch nicht; was machte es ihn aus, daß es beim Zurückschauen ausah, als lächle die Leiche? Die von einem Entzug bewegte Flamme malte flimmernde Reflexe auf die blassen Wangen. Percy McClean zuckte die Achseln, als er es sah.

In der Tür, die nach außen führte, war ein rundes Guckloch; er schaute hindurch, doch sah er nichts und glaubte schon, sich getäuscht zu haben, als ein heftiger Schlag gegen den Bootspfehl draußen ihn zusammenfahren ließ.

Er öffnete und blickte hinaus. — Es war ein kleines Boot, das soeben landete, und dem Sam entstieg.

„Verdammt er Nigger!“ schrie ihn McClean an, „was willst du nochmals bei mir? Habe ich dir nicht heute erst gesagt, daß ich nicht mehr dein schwarzes Affengesicht zu sehen wünsche?“

Sam war beinahe aschgrau im Gesicht und warf sich McClean mit einem wimmernden Laut zu Füßen:

„Rettet mich, Master! Rettet mich, ich werde versorgt! Die Polizei von Dublin sucht seit heute nachmittag nach einem fremden Neger.“

Sherlock Holmes weiß, daß ich hier bin, und jede Minute kann er selbst eintreffen.“

„Und da glaubst du, Dummkopf, daß du bei mir sicherer bist als anderswo? Gerade bei mir wird man dich doch zuerst suchen. Geh deiner Wege — oder verstauf meinnetwegen im Meer; ich will nichts von dir wissen!“

Er wollte die Tür wieder schließen, aber der geängstigte Neger ließ ihn nicht los. Er schleifte sich ihm nach, drängte sich in das Innere des Turms hinein und hörte nicht auf zu winseln.

Endlich schüttelte ihn McClean ab wie ein efltes Gewürm und schmetterte die Tür zu, die er verschloß:

„Bleibe meinnetwegen oben im Turm, Bursche! Schrie er ihn an. „Dort kannst du wenigstens aufpassen; ob noch jemand sich einfallen läßt, hierher zu rudern. Ist das der Fall, so rufe mich, dann werde ich schließen, bis den Zudringlichen die Lust vergeht, mich zu belästigen.“

Sam, zitternd und froh, hier bleiben zu dürfen, schlüpfte die Treppen hinauf.

Weder er, noch sein rauher Wirt ahnten, daß der ganze Vorgang mit einem scharfen Fernrohr beobachtet worden war, und daß in dieser Minute Sherlock Holmes bereits wußte, daß sich der Neger im Leuchtturm befand.

Der Mond schien jetzt ganz hell, und sein Licht hatte deutlich die athletische Gestalt und den Negerkopf Sams unterscheiden lassen.

Kaum war Sherlock Holmes sicher, daß die beiden

im Leuchtturm waren, so verließ er seinen Leuchterposten.

Er wußte, daß es beinahe unmöglich war, sich in dieser hellen Mondnacht ungehört dem Leuchtturm zu nähern; allein, er war entschlossen, um jeden Preis noch heute den Fall zu entscheiden.

Er eilte in die Stadt, zur Marinekommandantur und beehrte sofort in dringender Angelegenheit den Kommandeur zu sprechen.

Dieser war noch auf und ließ, als er die Karte des berühmten Mannes erhielt, diesen sofort eintreten.

„Herr Kommandeur“, begann Sherlock Holmes, „ich komme mit einem Dringenden, und, wie ich selbst gestehen muß, eigentümlichen Verlangen zu Ihnen. Allein, wenn ich Ihnen meine Gründe genannt habe, werden Sie mir meine Bitte nicht abschlagen; sie besteht darin, mir sofort ein Unterseeboot mit ein oder zwei Mann Besatzung zur Verfügung zu stellen — das kleinste, das Sie haben.“

Und nun berichtete er in fliegenden Worten, was ihn herführte.

Der Kommandeur war nicht engherzig, und als er hörte, daß es sich um die Dowers handelte, die er persönlich kannte, und die zu den vornehmsten Familien des Landes gehörten, da erkief er ohne weiteres den Befehl, auf der Stelle eines der kleinen, elektrischen Unterseeboote, welche im Hasen lagen, „dem Ueberbringer“ zur Verfügung zu stellen.

Sherlock Holmes war gut bewaffnet. Mehr brauchte er nicht, um seinen Plan durchzuführen, um so weniger, als er ja nun einen Offizier und einen Mann mitbekam, die ihm helfen konnten.

Es war das erstemal, daß er in ein Unterseeboot hineintam, und zu jeder andern Stunde hätte ihn das aufs höchste interessiert; jetzt aber zitterte er fast vor Ungeduld, die beiden Verbrecher im Leuchtturm zu überraschen und hörte und sah kaum, was um ihn herum vorging.

„Wohin fahren wir?“ fragte der Leutnant, der das Schiff leitete.

„Nur bis zum alten Leuchtturm. Für Sie eine lächerlich kurze Fahrt. Es handelt sich indessen nur darum, hinzukommen, ohne gesehen zu werden, und das ist nur unter Wasser möglich.“

Wenn Sie mir dann im Turm, den ich aufschließen werde, helfen wollen, Mr. McEan und seinen schwarzen Helfer zu überwältigen, so wird es mir lieb sein.“

Der junge Leutnant freute sich, daß er in eines der weltberühmten Abenteuer des großen Detektivs verwickelt wurde und gab das Kommando zur Abfahrt.

Langsam sank das schmale, torpedoartige Fahrzeug unter den Wasserspiegel und nahm dann seinen Weg nach dem Leuchtturm hin.

Nur wenige Minuten dauerte die Fahrt, die lautlos

und ohne auch nur eine höhere Welle zu verursachen, vor sich ging.

„Wenn Sie es einrichten können, genau an der Treppe zu landen“, sagte Sherlock Holmes, „so wird das am besten sein. Wahrscheinlich beobachten die beiden gerade die Treppe nicht, sondern, wenn sie überhaupt Ausflug halten, so überschauen sie das Meer.“

„Gewiß, ich kann ganz genau auf den Punkt da auftauchen, wo ich will. Passen Sie auf, Mr. Holmes, wir sind schon da.“

Ganz langsam tauchte das Boot auf, hart an der Treppe, so daß der Detektiv zufrieden nickte.

Er stieg leise aus, der Leutnant folgte ihm, und der Mann, welcher die Maschine bediente, verblieb im Boot.

„Sie nehmen natürlich niemand anders an Bord als uns“, befahl ihm sein Vorgesetzter. „falls ein Ueger oder sonst jemand herauskommt und einsteigen will, verwehren Sie es ihm.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Sherlock Holmes stand im grellen Mondschein, dicht an die Mauer gedrückt, und probierte sein Universalwerkzeug an der Tür.

Das Schloß sprang nach wenigen Versuchen auf, und die beiden Eindringlinge standen nun in dem dunkeln Vorsturz.

Der Detektiv schloß die Tür, zog den Leutnant bis zur Treppe und flüsterte:

„Können Sie sich lautlos fortbewegen, so kommen Sie mit; andernfalls ist es besser, Sie bleiben hier unten; die Hauptsache ist, daß man uns nicht hört, damit die Ueberraschung vollkommen sei.“

„Ich komme mit; es wird mich niemand hören“, flüsterte der Offizier zurück.

Wie Katzen krochen sie die Treppe hinauf.

Oben im Turm, im allerhöchsten Gemach, saß Percy McEan und stierte aus dem Fenster über das Meer hin.

Wo Sam war, wußte er nicht, es war ihm auch gleichgültig. Er war so versunken in seine düstere Gedankenwelt, daß nichts ihn daraus anzurütteln vermochte, weder das Heulen des stärker werdenden Windes, noch das Brausen und Donnern der Brandung.

Plötzlich fuhr er zusammen.

In dem größeren Gemach unter ihm hörte er einen Stuhl rücken, und gleich darauf erscholl Sams Stimme:

„Master, Master, zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Was war geschehen? Einen Moment dachte McEan nichts anderes, als daß der feige Schwarze sich vor Geistern fürchte, was denn sonst sollte ihn hier in dem Turm beunruhigen?

Doch sein Schreien hörte nicht auf, und jetzt rief Percy McEan die Tür auf und wollte die Treppe hinunter eilen, als er zurückprallte. — Ein Unbekannter stand ihm gegenüber.

Vollkommen bestürzt, weil er nicht begriff, wie der hierher gekommen sein konnte, starrte Percy ihm einen Moment ins Gesicht. Sherlock Holmes ließ ihm jedoch zur Besinnung keine Zeit, sondern trat näher an ihn heran:

„Mein Name ist Sherlock Holmes“, begann er. „Sie haben vielleicht von mir gehört.“

Bei diesen Worten trat er mit McClean, der unwillkürlich zurückwich, in das Turngemach ein, das an die Laterne stieß.

„Sherlock Holmes, der Detektiv?“ sprach Percy langsam. „Was wollen Sie bei mir, mein Herr?“

„Sollten Sie das nicht ganz allein wissen? Ich schlage vor, daß wir möglichst schnell unsere Unterredung beenden, die weder für Sie noch für mich besonders angenehm ist. — Die Anwesenheit des Mörders Sam bei Ihnen beweist genug gegen Sie, ohne daß wir noch lange Gespräche zu führen brauchen.“

Ein Ausdruck wilden Grimms entstellte McCleans Züge. Seine Augen blitzten drohend, und er erhob die Hand, als wolle er zuschlagen.

„Sam ein Mörder?“ rief er. „Erklären Sie sich. Was hat das mit mir zu tun?“

„O, ich sehe, Sie wollen leugnen! Ja, Mr. Percy McClean, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als mit Ihnen zu verfahren, wie mit dem ersten gewöhnlichen Verbrecher.“

Bei diesen Worten zog Sherlock Holmes mit der Linken ein paar Handschellen aus der Tasche, während seine Rechte den Revolver hob, den er bisher auf dem Rücken gehalten hatte; dabei fuhr er fort:

„Lord George Dower wurde auf Ihre Veranlassung und in Ihrem Auftrage von dem Negler erschossen. Seine Korrespondenz mit Ihnen ist mir kein Geheimnis. — Es ist wirklich ganz vergebens, daß Sie leugnen.“

„So! Sie glauben, Sie können mich übertölpeln! Da irren Sie. — Sam hat niemals einen Brief von mir bekommen!“

„Dann haben Sie sich nur eines Sekretärs bedient, wie bei Ihren Drohbriefen an die unglückliche Lady. Das bedeutet vor dem Gesetz nichts anderes. — Der Negler ist soeben schon festgenommen worden. — Wünschen Sie, daß er in Ihrer Gegenwart wiederholt, was er bereits gestanden hat?“

„Der Hund!“ knirschte McClean, der nicht wußte, daß ihn der Detektiv nur aufs Glatteis führte. „Doch was ein lügenhafter Negler sagt, das geht mich nichts an —“

„Nicht nur der Negler, auch Ihr zweiter Helfer ist bereits ergriffen, Mr. McClean. — Brie, mit seinem Bandennamen Wibri genannt, ist in diesem Augenblick in Dublin schon unser Gefangener. Es bleibt Ihnen nichts übrig, als sich zu fügen —“

Sherlock Holmes sprach nicht weiter. Denn wie ein Rasender hatte sich plötzlich McClean auf ihn gestürzt und drängte ihn zu der offenen Tür hin, die auf die Plattform führte.

Der Detektiv war ungewöhnlich stark und geschmeidig, doch sein Gegner besaß die Kräfte eines Wahnsinnigen.

Ein kurzer, entsetzlicher Kampf begann.

Draußen auf der schmalen Plattform konnte es sich nur noch um Tod oder Leben handeln, das war kein Ringen mehr, bei dem der eine von dem andern einfach nur geworfen werden sollte.

„Verdammt Spion!“ brüllte McClean, „ich habe nichts mehr zu verlieren, aber du sollst nicht ungestraft bei mir eingedrungen sein. Nimm deinen Lohn!“

Hochauf hob er bei diesen Worten den großen Kriminalisten. Vergeblich kämpfte der Detektiv gegen die Gewalt des Wahnsinns an. Mit einer jähen Bewegung schleuderte ihn der Irresinnige in das aufbrausende Meer hinab.

Mit einem kurzen Aufschrei stürzte Sherlock Holmes in die schäumenden Fluten.

In demselben Augenblick wurde die Tür des Turmsimmers aufgerissen, und der Offizier, der inzwischen den Negler überwältigt hatte, stürmte herein.

Er erkannte voller Entsetzen, was sich soeben draußen abgespielt haben mußte und hob seinen Revolver gegen den Mann, der sich mit einem irren Lachen über die Brüstung beugte und hinschaute.

Ein Schuß donnerte durch die Nacht, und McClean brach, durch die Brust geschossen, zusammen.

Ohne noch einen Blick auf ihn zu werfen, eilte der Leutnant die Wendeltreppe hinunter. — Zwar wagte er nicht zu hoffen, daß Sherlock Holmes den Todessturz überstanden hatte und nun etwa noch durch das Boot gerettet werden konnte. Aber instinktmäßig brachten ihn seine Füße nach unten.

Und doch war Sherlock Holmes nicht tot.

Im Augenblick des Hinabstürzens vermochte er sich blitzschnell eine Drehung zu geben, und war, mit dem Kopf voran und die Hände zum Schutz über den Kopf hebend, in die Fluten getaucht.

Er verlor die Besinnung nicht einen Moment.

Als er wieder emportauchte, war er eine beträchtliche Strecke von dem Leuchtturm entfernt.

Doch da sah er ein Boot auf sich zukommen, hörte er eine wohlbekannte Stimme aus Leibesträften schreien:

„Meister! Mr. Holmes, ich komme, ich komme!“

Es war Harry Taxon!

Er näherte sich vom Dorse her in einem Segelboot, das vor dem Winde dahersflog. Seine beiden Arme hielt er schon ausgestreckt, als wolle er seinem geliebten Meister die Hand reichen. Nach wenigen Sekunden war

er auch neben dem mit den Wellen Kämpfenden angefangt, packte seine Arme und zog ihn empor an den Bootstrand.

Der Schiffer, mit dem er hinausgesegelt war, half ihm, den kühnen Schwimmer hereinziehen, und dabei murmelte der Alte:

„Weiß der Teufel, so hat der Junge doch recht gehabt! Ich wollte es ihm nicht glauben, daß wir hier mitten in der Nacht etwas zu tun haben sollten. Aber er hat es gut abgepaßt. Eine Viertelstunde später, und wir hätten nichts mehr ausrichten können!“

Indessen, auch ohne Harry wäre vielleicht diesmal noch Sherlock Holmes mit dem Leben davongekommen; denn das Unterseeboot rauchte, ohne unterzutauchen, ebenfalls in diesem Augenblick heran, und der Leutnant rief:

„Es geschehen doch noch Zeichen und Wunder, Mr. Holmes. — Wie hätte ich geglaubt, daß ein Mensch den Sturz von der Höhe des Turmes herab machen könne, ohne sich das Genick zu brechen.“

Sherlock Holmes achtete kaum auf diese Reden.

Triefend und erschöpft wie er war, wies er doch nur auf den Turm und stieß heraus:

„Zurück! Sofort zurück! — Die Hauptsache ist noch nicht getan!“

Bewundernd blickten die Männer ihn an; doch gehorchten sie sofort seinen Anweisungen, und beide Boote legten an der Treppe zum Leuchtturm an.

9. Kapitel.

Der geborgene Tote.

Von neuem sprang die Tür unter Sherlock Holmes' Händen auf, und nun leuchteten die Laternen von ihm und Harry Tagon auf, so daß man bequemer als vorher die Wendeltreppe hinaufsteigen konnte.

„McCean ist tot!“ konnte jetzt der Offizier berichten. „Und wenn er nicht tot ist, so wird doch nicht viel daran fehlen; ich habe ihn erschossen, als ich sah, wie er Sie hinunter stürzte.“

„Schade!“ sprach der Detektiv trocken. „Ich hätte ihn ganz gern baumeln sehen.“

„Aber Sam!“ rief Harry. „Er ist doch hoffentlich nicht ebenfalls den Gerichten entzogen?“

„Nein“, entgegnete der Leutnant, über den Eifer des jungen Mann fast lächelnd. „Ich hatte einen ziemlich harten Kampf mit dem schwarzen Burschen zu bestehen, aber er ist doch von mir niedergeschlagen worden und liegt gefesselt in dem unteren Turmzimmer.“

„Wie kamst du eigentlich darauf, mir nachzufahren?“ fragte Sherlock Holmes, indem er langsam emporstieg.

„Nun, ich war nach dem Hafen gegangen, weil ich

dorthin hatte einen Mann seinen Weg nehmen sehen, der mir Brie ähnlich zu sein schien, und dort war alles in Aufregung, weil sich blühschnell das Gerücht verbreitet hatte, Mr. Holmes sei mit einem Unterseeboot fortgefahren. — Ich konnte mir denken, wohin Ihre Fahrt ging und wußte, daß Sie sich in die größte Gefahr begaben.“

„Deshalb folgst du mir blindlings? Das war nicht besonders klug von dir, Harry, denn ich hatte ja eben gerade vermeiden wollen, daß ein Boot vom Leuchtturm aus gesehen werden sollte. — Nun, zum Glück kamst du zu spät, um mir die Ueberraschung zu verderben und gerade früh genug, um mich aus den Wellen zu ziehen. Ich danke dir also hiermit feierlich.“

Sherlock Holmes hatte so ruhig und kühl gesprochen, daß man seine Selbstbeherrschung nur bewundern konnte. — Der Leutnant dachte bei sich, daß diese unerschütterliche Gelassenheit sicherlich nicht Natur, sondern angenommen und eingelehrt sei. — Doch auch dies konnte nur seine Bewunderung herausfordern, und in dieser Nacht gewann Sherlock Holmes einen glühenden Bewunderer mehr im britischen Reiche.

Inzwischen war der Detektiv bei dem unteren Turmgemach angelangt und öffnete die Tür.

Sam war nicht zu sehen, das Zimmer war leer.

„Hatten Sie ihm Hände oder Füße gefesselt?“ fragte er den Offizier.

„Nur die Hände. Daß er nicht aus dem Turme fortlaufen konnte, wußte ich ja.“

„Nun, er kann nur entweder oben an der Plattform oder im Keller sein. Wahrscheinlich ist er in blinder Angst nur davongeflüht, um sich für den Moment zu verbergen.“

Doch auch oben war Sam nicht. — Sherlock Holmes und Harry schleppten den regungslosen Körper von Percy McKean herein, der draußen lag — eine breite Blutgerinne sicherte über den Rand in das Meer hinab.

Das erdfahle Gesicht zeigte die Züge eines Toten.

„Schade!“ wiederholte Sherlock Holmes. „Sie haben es gut gemeint, Herr Leutnant, aber es wäre mir lieber gewesen, wenn wir diesen abgefeimten Schurken lebendig bekommen hätten.“

Nun mußte man bis in den Keller hinabsteigen, und wenigstens des Negers habhaft zu werden. — Diesmal ging Harry mit der Laterne voran, da er es sich nicht nehmen lassen wollte, seinem Meister zu leuchten und etwaige Hindernisse vor ihm hinwegzuräumen.

Doch solche zeigten sich nicht. Als sie den Keller erreicht hatten, bot sich ihnen ein schauerlicher Anblick dar: Sam kauerte, die Hände, die mit einem Strick gefesselt waren, vor das Antlitz geschlagen, in der entferntesten

Esse des Kesslers, wo noch die Lampe auf dem Mauervorsprung brannte.

In der Steinkiste aber, das schöne, friedliche Antlitz den Eintretenden zugewandt, lag George Dower, der tote Lord.

Sherlock Holmes stieß einen halbblauen Ausruf der Ueberraschung und Befriedigung aus.

„Das hätte ich kaum gedacht“, murmelte er. „Daß ein Mörder sich sein Opfer über Land und Meer herschaffen läßt, um es immer bei sich zu haben, das ist doch wohl noch nie dagewesen.“

Harry packte den Neeger bei der Schulter.

„Du schwarzer Satan, hast du gewußt, daß die Leiche hier aufbewahrt wurde?“

Sam hob sein verdorrtes, graues Antlitz empor und schüttelte den Kopf.

„Master McClean wollte die Leiche haben, um sie selbst ins Meer zu werfen. — So hatte er zu uns gesagt: Ich wußte nicht, daß sie noch hier war. Wenn ich es gewußt hätte, so würde ich lieber gestorben als in den Keller gelaufen sein!“

„Das glaube ich dir!“ rief Sherlock Holmes, der jetzt ebenfalls dicht vor dem an allen Gliedern bebenden Neeger stand und ihn mit strengen Blicken betrachtete. „Du weißt, daß du jetzt verloren bist, Sam. Wenn du willst, daß ich ein Wort bei den Richtern für dich einlege, damit die größere Schuld auf deinen Auftraggeber fällt und nicht auf dich, so sprich jetzt: Wer hat dir die Büchse gemacht, mit der du die vergiftete Nadel abgeschossen hast?“

„Master McClean hat sie selbst angefertigt. Er schickte mir die Büchse und gab mir den Auftrag, die Nadel, mit der ich schießen sollte — mit Gombi zu vergiften, damit sie sofort — wirke.“

Sam hatte stockend und zögernd gesprochen; man sah, wie ihm der Atem knapp wurde und wie er vor Angst kaum die Lippen zu bewegen vermochte.

„Sein ausgedacht!“ rief der Detektiv. „Und deine Mütter war es also, die dir das Gift gab? Du siehst, ich weiß schon alles, es handelt sich nur darum, ob du es zugibst oder nicht.“

„Ja, Herr, es ist so, wie Sie es sagen.“

„So! Wo ist Brie, der Schuft, der die Leiche aus dem Zuge gestohlen hat?“

„Ich weiß es nicht — irgendwo in Dublin. Er war gut bezahlt worden und wollte auf einem Schiff ins Ausland gehen.“

„Er ist nicht besser bezahlt worden als du, der du ein Vermögen für deine Missetat bekommen hast. Du wollest ja Miriam heiraten und fortan wie ein großer Herr leben!“

„Ich — ja. Ich habe Geld bekommen.“

„Weshalb hast denn nicht auch du die Leiche fortgebracht? Warum mußt du dafür ein neuer Helfer geworden werden?“

„Ich wollte nicht! O, ich hatte solche Angst. Ich hätte es nie gekonnt. — Man soll die Toten ruhen lassen.“

Diese ängstlich ausgestoßenen Worte aus dem wulstigen Munde wirkten fast komisch auf die Zuhörenden. Doch es war keine Zeit zu verlieren, die Leiche mußte an Land und dann zurück zu der unglücklichen Mutter gebracht werden, deren letzter Wunsch damit erfüllt wurde.

Als einige Tage später Sherlock Holmes von einem Ausgange in seine Wohnung zurückkehrte, empfing ihn Harry Tagon mit ernster Miene.

„Mr. Holmes“, sagte er, „soeben war der Anwalt der familie Dower hier, um uns mitzuteilen, daß Lady Dower heute nacht einem Herzschlage erlegen ist.“

„Das ließ sich denken“, erwiderte der Detektiv, „und ein so rascher Tod ist der Unglücklichen zu gönnen, deren Leben eine Kette von Gram und Sorgen war.“

„Außerdem“, fuhr Harry fort, „hat der Anwalt uns mitgeteilt, daß die Lady Ihnen die Summe von zehntausend Pfund zur Verfügung gestellt hat, mit der Bestimmung, daß sie das Ganze als Honorar betrachten möchten. Wenn Sie es aber nach Ihrer Gewohnheit für zu viel erachten sollten, so bleibt es Ihnen überlassen, wenn Sie einen Teil der Summe zuwenden wollen.“

„Hm“, machte Sherlock Holmes, „das ist mir sehr lieb. Ich weiß eine große Anzahl von Leuten, denen nun geholfen werden kann.“

„Dowerhall geht, wie ich höre, an eine ganz entfernte Nebenlinie über, da sein direkter Erbe des Namens und des Vermögens vorhanden ist.“

„Nun, dann mögen die neuen Inhaber mehr Glück haben als die letzten!“ rief der Detektiv. „Und jetzt, Harry, komm her und laß uns von andern Dingen plaudern. Ich habe für einige Stunden genug von Verbrechen und allem, was damit zusammenhängt, gehört. — Hast du meinen neuen Tabak schon probiert? Willst du eine Pfeife rauchen?“

Harry Tagon wollte wohl.

Titel der nächsten Nummer (38): **Mörderin aus Eifersucht.**

Interessant für Jung und Alt!

Neu!

Texas Jack

10 Pf.

der berühmteste Indianerkämpfer.

Erinnerungen und Abenteuer des grossen Kundschafters der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In jeder Woche erscheint ein hochinteressanter, in sich abgeschlossener Band — 32 Seiten stark — zum Preise von

10 Pfennig.

Titel der ersten Bände:

- | | |
|---|---|
| 1. Band: Ein Held von sechzehn Jahren. | 14. Band: Jane Golding, die Banditenkönigin. |
| 2. Band: Die Raben von San Francisco. | 15. Band: Wie Texas Jack seinen Vater fand. |
| 3. Band: Das Gespenst von Fort Leonon. | 16. Band: Die Belpoet von Farmington. |
| 4. Band: Das Blutbad von Camp Leicester. | 17. Band: Der Mordanschlag von San Francisco. |
| 5. Band: Der letzte König der Comanchen. | 18. Band: Die Hochzeit von Buena-Vista. |
| 6. Band: Die Goldgräber von Arizona. | 19. Band: Die Zerstörung von Troja. |
| 7. Band: Texas Jack als Detektiv. | 20. Band: Barium und Texas Jack. |
| 8. Band: Das geheimnisvolle Schloss in Mexiko. | 21. Band: Indianer-Traue. |
| 9. Band: Das Geheimnis des Trappers Ben Grimskiu. | 22. Band: Die schwarze Hand von Texas. |
| 10. Band: Die rote Squaw. | 23. Band: Der Zauberer vom Prescottpark. |
| 11. Band: Der Skalp mit dem blonden Mädchenhaar. | 24. Band: Im Lufthall über den „Wilden Westen“. |
| 12. Band: Die Rache des Harmonen. | |
| 13. Band: Ein Ritt am Tode vorbei. | |

Zu beziehen durch jede Buch- u. Papierhandlung, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages für die gewählten Bänden von

VERLAGSHAUS, BERLIN SO. 26.

Garantie: Bei Minderbilg
Vertrag annull.



Schnurrbart! Streng reell!

Sarajin unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit wunderbarem Erfolge. Wo keine Särgen vorhanden sind, entwickelt sich rasch flüßiges Wachstum, was durch Sarajin mit glänzendem Schmuckeigenen nachzueifeln ist. **Wichtig! begnadete Wirkung.**

Prämiiert: Goldene Medaille Marfelle. Großer Ehrenpreis Rom. Preis: 6 Mark 12 Pf., 11 Mark 12 Pf., 11 Mark 12 Pf.

Sarajin ist einzig und unerreicht bezeichnend, in Sadoverfälschten, künstl. gepreß. Belgisch-Chemiker, Bezugs uf. gepreß. warme best. für wertvoll, mitunter sehr billigen Methoden, die mit großem Geheiß angepriesen werden.

Wetterstand Brief: Kosmet. Laboratorium, „Violette“, Nürnberg 183. Herr 16. in G. Schmidt: Da mein Freund durch die Sarajin in 3 Wochen einen fetten Schnurrbart bekommen hat, so erlaube mir, ich empfehle eine 2 Pf. Größe II in 3 Mark 12 Pf. Nach. Depot in Berlin: Bar. Scharfsteins, Schützenstr. 2. H. des Batters, Köpenickerstr. 59. Hamburg: G. Wobers, von Walden 20. München: G. Bellardi, Briennerstr. 55. Leipzig: Dr. Hofme, Markt 12. Wien: G. Fleck, Wallstättelstr. 88.

SPORT **SPORT**

Thaddäus Robl „Der Ringkampf“
„Der Radrennsport“
von Dr. Georg Zadig.

Elegant broschiert Mk. 1,80
„ gebunden „ 2,20

Mit ca. 150 Abbildungen der bekanntesten Professionalringer, wie: Koch, Siegfried, Strenge, Sturm, Dieckmann, Lurich, Burghardt, Laurent le Beaucaerles, Omer de Bouillon, Aberg, Romanow, Petrow etc. etc.

Elegant broschiert Mk. 3,20
„ gebunden „ 3,60

In diesem Buche bemüht sich Thaddäus Robl, das Wesentlichste des modernen Radrennsports zusammenzufassen und die Art und Weise seines Trainings zu schildern. Ausführliche Prospekte hiervon sowie vollständig. Verzeichnisse der „Bibliothek für Sport und Spiel“ umsonst und portofrei vom Sportverlage Grethlein & Co., Leipzig.

„Menschl. Macht!“
oder **„Gedehnte Mächte“**.
Größtes Aufsehen erregend einzig gepakt. Lehrbuch von Dr. Ag. Jam zur Entfaltung vorzubereiten, geheimer Gewalten nach neuester Methode. Die Geheimnisse, geübte Erfolge u. Vorteile jed. Art zu erlangen. Bezwingen der Einflüsse aller andere, ohne deren Wissen u. Willen. 6 heime Linsenmacht. Einziger Weg zum Glück, Wohlstand, Gesundheit, Energie, Körperkraft u. Gestaltfrische! Preis 1,00 M. Erfolg garant. Gross. Ill. Bilderkatal. gratis. Kleinpreis. Verlags 176, Dresden 19.

„Magerkeit“
Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt. v. d. Medallion, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 14 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garant. unbeschäd. Aertzl. Mund. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dank-schreiben. Preis 1/2 Mark, Gebrauchsanweisung 2 Mk. Postweg od. Nachn. wkl. Posthygien. Institut Dr. Franz Steiner & Co., Berlin 225, Königgrätzer Strasse 78.

„Holoische“
Bedarfsartikel.
Neuester Katalog, Geg. Eins. v. 20 J. berecht. Vogel & Co., Leipzig 1912.

Goldkörnerchen
d. Wissens-Katalogs
Buchhändler-Katalog
W. Mähler, Leipzig 495

Bücher-Katalog
hochinteressant versendet gratis
Fritz Casper & Co., Dresden 16 95.

Damen — Herren
empfehle ich, in ihrem eigenen Interesse meine interessante, illust. Preisliste gratis und franko zu verlangen. Gegen 50 Pf. Marken verschlossen. Brief ohne Firma. Hehr. Küppers Nent, Köln a. Rh. No. 936

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Verirrungen Erkränkte ist das bewährte Werk:
Dr. Reau's Selbstwahrung
84. Ann. Mit 27 Abbildungen, Preis 3 Mark. Lesen es Jeder, der leidet. Tausende verankern sich ziehen durch das Buch.
Verlags-Magazin in Leipzig, Reumarkt 17, sowie durch jede Buchhandlung.

Insertate in dieser Wochenschrift haben sicheren Erfolg!
Preis für die Nonp-Zeile nur 1,50 M.

Preis des abgeschlossenen, mit farbenprächtigem Bilde geschmückten Bandes in Quartformat nur 20 Pf.



Fausden Geheimnisten des Welt-Defektivs

Titel der ersten Bände:

- | | |
|--|--|
| 1. Band: Das Geheimnis der jungen Witwe. | 23. Band: Das Gespenst von Milster Castle. |
| 2. Band: Die blauen Juwelen. | 24. Band: Im Sarge neben der Hellenmascholine. |
| 3. Band: Das Rätsel am Spieltische. | 25. Band: Der widerstandene Tote. |
| 4. Band: Die Tochter des Wucherers. | 26. Band: Der Lumpensammler von Paris. |
| 5. Band: Die Menschenfalle im alten Hause. | 27. Band: Die Ehrhörung der Lady Ruth. |
| 6. Band: Der verschwundene Bräutigam. | 28. Band: Oceana, die Königin der Luft. |
| 7. Band: Die Spürnasse des Oberkellners. | 29. Band: Die heimliche Gattin des Grossfürsten. |
| 8. Band: Die Geheime des Stabenwalts. | 30. Band: Die Gattinsscherin von Castle Rock. |
| 9. Band: Die Lady mit d. Kanarienvogel. | 31. Band: Die schöne Krankenschwester. |
| 10. Band: Der Mann mit den sieben Frauen. | 32. Band: Der Dolch des Negus. |
| 11. Band: Blackwell, der Themas-Pirat. | 33. Band: Die Leuchtucker von New York. |
| 12. Band: Die Falschmünzer von London. | 34. Band: Der Schmugglerkönig von Andora. |
| 13. Band: Das Spitzentkleid der Königin. | 35. Band: Der Raub des Grafenkindes. |
| 14. Band: Das Geheimnis der Goldgräberhütte. | 36. Band: Eine verhängnisvolle Liebschaft. |
| 15. Band: Der Schatz des Silberhändlers. | 37. Band: Das Bag im Leuchtturm. |
| 16. Band: Nur ein Tropfen Tinte. | 38. Band: Mörderin aus Eifersucht. |
| 17. Band: Genule und Wahnsinn. | 39. Band: Die Rache der Kamora. |
| 18. Band: Wie Jack, der Autschlitzer, gefasst wurde. | 40. Band: Das Mysterium des Turmsimmers. |
| 19. Band: Der verstarbete Kodak. | 41. Band: Eine Erscheinung aus dem Grabe. |
| 20. Band: Im Cafe National. | |
| 21. Band: Der polnische Jude. | |
| 22. Band: Ein adliger Langfinger. | |

Jeder Band obiger Sherlock Holmes-Erlebnisse kostet nur 20 Pf. Geschmackvolle Einbanddecken, für 25 Bände passend, 40 Pf.

Jede Buch- und Papierhandlung liefert die Bände und die Einbanddecken, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages das

Verlagshaus, Berlin SO. 26, Naunynstrasse 38.